12/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Poesie der Freiheit

Das Haus Ramírez
und das literarische Nikaragua

Intime Briefe

Aufschlußreiche Zeugnisse
aus zwei Weltkriegen

Die erste „Miss UdSSR“:

Julia, du bist zauberhaft

Reportage
Nikaragua, seine Kultur, seine Dichter **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Dokumente
Feldpostbriefe aus zwei Weltkriegen **Seite 16**

Volkszählung
Erste vorläufige Ergebnisse der Volkszählung in der UdSSR vom Januar 1989 **Seite 22**

Tourismus-Ratgeber
Bergwandern zwischen Fichtelberg und Rilagebirge **Seite 24**

Memoiren
Karl-Eduard v. Schnitzler erinnert sich **Seite 26**

Foto-Wettbewerb
FREIE WELT ruft alle Mitglieder von Fotozirkeln zu einer Fotoaktion zum 40. Jahrestag der DDR auf **Seite 28**

Literatur
Anna Achmatowa zum 100. Geburtstag **Seite 30**

Erzählung
Fjodor Sologub: „Der weiße Hund“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die Schatzinsel“ **Seite 40**

Bildfeuilleton
Schönheitskonkurrenz in Moskau **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Umweltschutz
Begegnung mit einem nordböhmischen Wassermann **Seite 46**

Sport
Marina Lobatschs „Schwanensee“-Märchen **Seite 50**

Luftfahrt
Der „Buran“ fliegt huckepack zum Aerosalon nach Paris **Seite 52**

Die heitere Kamera
Bei Eisbärs erlinst **Seite 54**

Titelfoto:
Volkmar Billeb fotografierte in Moskau Julia Suchanowa, Siegerin im ersten Schönheitswettbewerb der Sowjetunion

Redaktionsschluß für dieses Heft: **12. 6. 1989**

Kongreß der Volksdeputierten beendet:

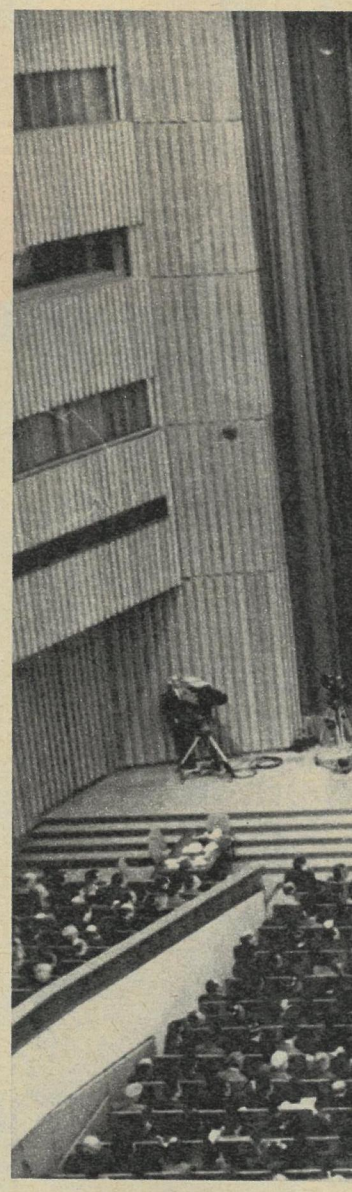
Zwölf Tage im Kreml

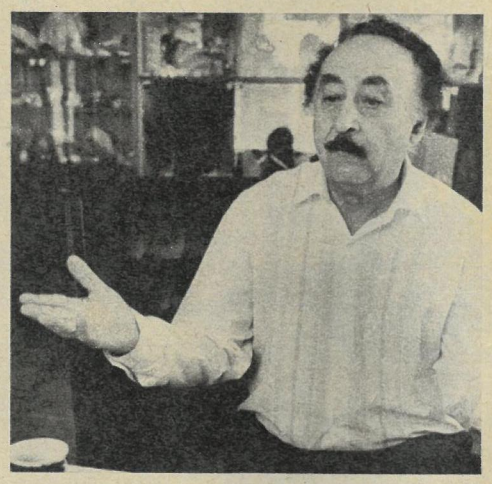
Auch der zwölfte und letzte Tag des ersten Kongresses der Volksdeputierten der UdSSR versprach am Morgen schon hochsommerliche Hitze. Wie an allen Tagen zuvor war an diesem Freitag wieder die Sitzung im Kreml-Kongreßpalast vom leidenschaftlichen Streit der Meinungen, von der Suche nach gangbaren Lösungen unterschiedlicher Probleme geprägt. Jeder vierte der über 2000 Deputierten war auf dem Kongreß zu Wort gekommen. Offen und nicht selten sehr temperamentvoll vertraten sie ihren Standpunkt, die Fragen, die Forderungen, die Vorschläge ihrer Wähler.

Zwölf Tage verlief diese Aussprache über die Hauptrichtungen der Innen- und Außenpolitik, die Michail Gorbatschow in seinem Bericht vor dem Kongreß dargelegt hatte, sowie über das von Nikolai Ryshkow unterbreitete Programm der neuen Regierung. Die Aussprache zeigte, so Michail Gorbatschow in seinem Schlußwort, daß der Umgestaltungsprozeß in eine neue Etappe eingetreten ist, in der es darum geht, die politische Strategie zielstrebig in die Tat umzusetzen, um spürbare Fortschritte bei der Erhöhung des materiellen und kulturellen Lebensniveaus des Volkes zu erreichen. Er sei überzeugt davon, daß dies zur weiteren Entwicklung der Demokratie und Offenheit, der Umgestaltung selbst führe. Jeder habe seine Meinung zum Kongreß, eigene Ansichten über diesen oder jenen Auftritt. Aber bei allen Unterschieden in seiner Beurteilung gehöre der Kongreß zu den bedeutendsten Ereignissen in der Geschichte des sowjetischen Staates.

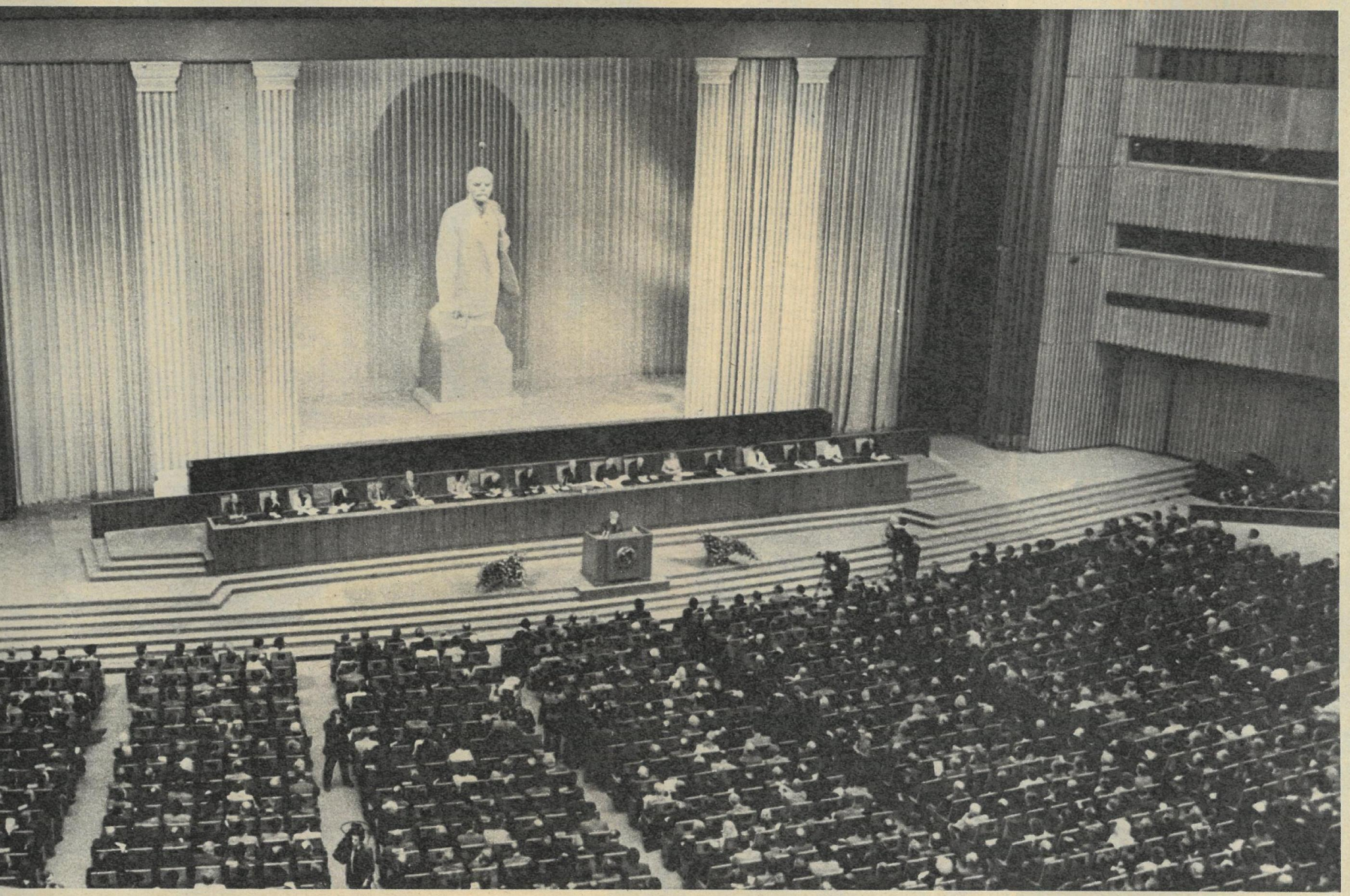
In diesen zwölf Tagen hatte ich Gelegenheit, mit Deputierten ins Gespräch zu kommen. „Ich fahre mit einem guten Gefühl nach Hause“, sagte mir Professor Ilisarow, der berühmte Chirurg aus Kurgan, „denn ich habe hier viele getroffen, die von der Tribüne auch meine Meinung über den heutigen und morgigen Tag unseres Landes äußerten. Es gibt viele ökonomische Probleme. Daher rührt auch der Mangel an landwirtschaftlichen Produkten und Industriewaren. Das wird sich ändern müssen. Die Vorschläge der Regierung zielen darauf, einen schnellen Umschwung zum Besseren zu erreichen. Nur müssen sie schnell verwirklicht werden. Ich denke, daß die Agrarfragen und das Gesundheitswesen größte Aufmerksamkeit erfordern. Das sind zwei Säulen, auf denen das Wohlbefinden der Nation ruht. Alles hängt jetzt von der konkreten Arbeit ab. Auf unserem ersten Kongreß haben wir eine Menge interessanter Theorien entwickelt, aber im Herbst, auf dem zweiten Kongreß der Volksdeputierten, müssen wir sie in realen Programmen ausdrücken.“ Der Gedanke, die sozialistische Gesellschaft in der Sowjetunion so zu gestalten, daß die Resultate der Arbeit den Menschen spürbar und persönlich nutzen, zog sich durch die Gespräche, die ich im Kremlpalast führte. „Die sowjetischen Menschen begreifen den vom Kongreß gewählten Obersten Sowjet als eine reale Volksmacht“, sagte mir im Foyer Jewgeni Welichow, Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und Mitglied des Obersten Sowjets. „Jetzt möchten sie aber auch bald die Früchte ernten.“ Nun liegt es in der Hand aller, wie die Saat, für die der Kongreß den Boden bereitet hat, aufgeht, welche Ernte eingebracht wird. „Die Ergebnisse hängen nicht zuletzt von der Arbeit der Kommissionen des Obersten Sowjets ab“, meinte der Akademiker weiter. „Erste Resultate werden vielleicht im November zu erkennen sein, wenn über den Haushalt beraten wird, wenn schon einige gesetzgebende Entscheidungen gefallen sind“. Jewgeni Welichow selbst wird in einigen der Komissionen mitarbeiten, die für die praktische Durchsetzung der Beschlüsse, für die Lösung der vielen Probleme auf den verschiedensten Gebieten der Gesellschaft gebildet wurden. „Meine Hauptaktivität jedoch wird darin liegen, mitzuhelfen, den Abrüstungsprozeß voranzutreiben“, betonte er. „Gemeinsam mit den Verbündeten müssen wir optimale Lösungswege finden und gleichzeitig auch weltweite Kontakte zur Bewältigung dieser Thematik. Dieser Prozeß könnte meiner Meinung nach zügiger vorangehen, er muß im Interesse der Sicherheit unserer Welt und zur Lösung unserer wirtschaftlichen Probleme beschleunigt werden.“

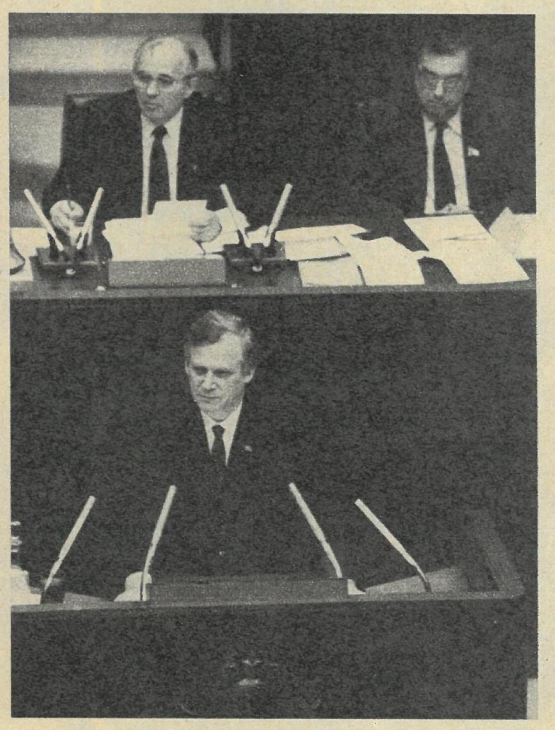
Viel Arbeit für die kommenden Wochen, Monate und





Gesprächspartner der FREIEN WELT während der Pausen und zwischen den Tagungen: der Schriftsteller und Olympiasieger Juri Wlassow (links), der Kurganer Chirurg Profesor Ilisarow (oben) und Akademie-Vizepräsident und Mitglied des Obersten Sowjets Jewgeni Welichow (rechts)





Jahre bleibt: dringend die Durchsetzung der Wirtschaftsreform, brennend die Probleme in zwischennationalen Beziehungen, unaufschiebbar auch die Rechts- und die Bildungsreform...

„Wenn ich abends nach Hause komme", sagte mir Juri Wlassow, Schriftsteller und einst Olympiasieger im Gewichtheben, „muß ich einen dreifachen Kordon von Menschen durchdringen. Alles meine Wähler. Dabei muß ich sortieren, in welcher Reihenfolge ihre Aufträge zu lösen sind. Nie in meinem Leben, nicht mal als Weltmeister und stärkster Mann der Welt, habe ich so viel Post wie nach meiner Rede auf dem Kongreß erhalten. Bis gestern waren es über 1200 Briefe..."

Das Interesse der Bevölkerung am Kongreßverlauf ließ bis zur letzten Minute nicht nach. „Wir sind nun besser mit Wissen gerüstet", erklärte zum Kongreßschluß Michail Gorbatschow, „und das gibt uns die Möglichkeit, richtige Beschlüsse auszuarbeiten, damit die Umgestaltung entschlossen in allen Richtungen voranschreitet. Vor allen Dingen auf den Abschnitten, die verbunden sind mit der Befriedigung der brennendsten Bedürfnisse und Notwendigkeiten unserer Völker..."

Der Internationalismus kommt im abschließenden Appell der Deputierten des Kongresses an die Völker der ganzen Welt zum Ausdruck, in dem sie ihre Verpflichtung bekunden, für die strikte Befolgung der Prinzipien der friedlichen Koexistenz gegenüber allen Staaten und Völkern durch die Sowjetunion zu wirken. Nicht Konfrontation, sondern Dialog und Verhandlungen müßten einzige Methode der Lösung internationaler Probleme und der Beilegung von Konflikten sein. *Hajo Obuchoff (Text)*
Volkmar Billeb (Fotos)

Zusatzfotos: TASS/Iwanow (2)

Nikaragua libre – ein Reisetagebuch von Helmut Zemke, mit Fotos von Detlev Steinberg (V)

Die kleine braun marmorierte Steinplastik aus den nördlichen Bergen von Limay, die ich auf dem Markt von Masaya erwarb, erinnert mich an sie – das sanfte Oval ihres Gesichtes mit den alles beherrschenden Augen, die nachdenkliche Haltung des Kopfes, die ringgeschmückten schmalen Hände ...
Lange haben wir auf diese Begegnung gewartet. Fast am Ende unseres Aufenthaltes sitzen wir ihr endlich gegenüber: Der Dichterin Rosario Murillo, Frau des Präsidenten Daniel Ortega, Mutter von acht Kindern, achtunddreißig Jahre jung, mit der Erfahrung eines Menschenalters. Was sie erlebt hat im Widerstand, in einer Revolution ohne Beispiel für diese Region, im täglichen Kampf um Bewahrung und Veränderung, in der Berührung mit dem Leid der anderen, das sie zu ihrem eigenen macht, all das erfahren wir aus ihren Gedichten. Sie sind ein ständiger Monolog, ein Bewußt-

Fortsetzung auf Seite 6

Rosario Murillo lud uns freundlich ein, auf eine Viertelstunde in den Garten ihres Wohnhauses in Managua mitzukommen. Die jüngste Tochter, das achte Kind der Familie Ortega-Murillo, hatte Geburtstag. Hier erlaubte sie uns, sie inmitten ihrer Kinder zu fotografieren.

Die Frau des Präsidenten

Die Frau des Präsidenten und der Dichter

seinsstrom, ein fortwährendes Nachdenken, Fragen, Suchen, Verneinen und Bejahen, ein Schwanken zwischen Stolz und Demut, Leiden und Triumphieren. Es ist, als wäre der Schluß eines jeden Gedichts der Anfang des nächsten, als würden ihre eigenen Verse Antwort sein auf die der anderen Dichter des Landes. Und so versteht sie auch ihre Berufung, Fäden zu knüpfen in das Gewebe der nikaraguanischen Lyrik, die ja nicht nur das Ich des Dichters ausdrückt, sondern auch die Empfindungs- und Gedankenwelt des Volkes, das, wie Rosario Murillo sagt, in der ganzen Welt bewundert wird ob seines Mutes und der Fähigkeit, die allergrößten Opfer zu bringen.

Als den größten Dichter, ja als den Vater der Poesie Nikaraguas, verehrt das Volk Rubén Darío, dessen prunkvolles Marmorbild im Zentrum von Managua steht. Für Rosario und die Poeten spanischer Zunge ist er kein Denkmal der Vergangenheit, sondern lebendig wirkendes Vorbild. Im Grunde war er der erste, der auf den Zusammenhang zwischen nationaler Selbstbestimmung und der Kultur des Volkes aufmerksam machte. Zur Zeit Daríos, er lebte von 1867 bis 1916, war das Bewußtsein, Nikaraguaner zu sein, ebenso verdrängt und verborgen wie die Volkskultur. Der Dichter selbst versuchte in seinem Frühwerk der verworrenen, von Gegensätzen zerrissenen nikaraguanischen wie lateinamerikanischen Realität zu entfliehen, indem er an europäische Lebensformen und Kulturen anknüpfte. Unter der Schreckensherrschaft der Somozas waren kulturelle Traditionen und nationale Eigenart des Volkes unterdrückt. Wer für sie eintrat, wurde verfolgt. Deshalb befreite die Sandinistische Revolution das Volk nicht nur von seinen Unterdrückern und Peinigern, sondern gab ihm auch ein neues nationales Selbstwertgefühl. „Damals hatten Kunst und Kultur die Funktion, ein volksfeindliches System zu zerstören", bemerkt Rosario Murillo, „nach dem Sieg aber wurden sie zu Mittlern unserer nikaraguanischen Identität. Indem wir unsere Unabhängigkeit und Freiheit verteidigen, bewahren wir unser Erbe und setzen die schöpferischen Kräfte des Volkes frei."

Den Kindern das Lachen zurückgeben...

In den ersten Jahren der Revolution, die vom damaligen Kulturminister, dem Dichter Ernesto Cardenal, als Quelle kultureller Tätigkeit bezeichnet wurde, konnten sich nach einem großzügigen kulturpolitischen Konzept vielfältige Institutionen und Organisationen entfalten, wie das Kulturministerium, Novum in der Geschichte des Landes, oder die verschiedenen Künstlerverbände, welche unter einem Dachverband, der Vereinigung Sandinistischer Kulturschaffender, zusammengeschlossen sind, und deren Vorsitzende Rosario Murillo ist. Der anhaltende US-amerikanisch finanzierte Krieg der Contras und das Handels-Embargo Washingtons haben jedoch zu einer Politik der compactación, der Einschränkung durch Konzentration auf das Wesentliche, geführt. So mußte das Kulturministerium im Zuge einer Reduzierung des Staatsapparates wieder aufgelöst und dem Bildungsministerium angegliedert werden. Kürzlich erfolgte die Reaktivierung des Nationalen Kulturrats unter der Leitung Ernesto Cardenals und die Gründung des Nationalen Kulturinstituts als dessen Exekutivorgan, das von Rosario Murillo geleitet wird. Rosario Murillo bedauert dies, betrachtet es aber als eine vorübergehende Maßnahme. Sie bezeichnet diese compactación als „Kulturpolitik des Überlebens", die es sich zur Aufgabe macht, Prioritäten zu setzen, um die verknappten Mittel so sinnvoll wie möglich für die Stimulierung kultureller Aktivitäten zu verwenden. Vorrang hat jetzt die Förderung der professionellen Künstler vor der der Volkskunstbewegung. Diese ist ohnehin, auch durch allergrößte Einschränkungen, nicht mehr aus der Welt zu schaffen; schon tragen die Anregungen der revolutionären Umwälzung im Denken und Empfinden der Menschen ihre Früchte; auch das individuelle Selbstbewußtsein ist durch jene Freisetzung der schöpferischen Energien gewachsen. Natürlich werden die Werktätigen in ihrer kulturellen und künstlerischen Selbstbetätigung nicht allein gelassen. Die besten Volkskünstler können erstmals in diesem Jahr an landesweiten Wettbewerben professioneller Musik-, Tanz- und Theatergruppen teilnehmen. Dabei wird es, wie Rosario Murillo hofft, zu gegenseitigen Anregungen kommen. „Wir sind gewöhnt", sagt sie, „unter den schwierigsten Bedingungen zu arbeiten. Der größte Teil der Schriftsteller und Künstler hat an allen Fronten geholfen, die Sache der Revolution voranzubringen, und diese Haltung wird sich auch unter den verschärften Bedingungen nicht ändern."

„Gibt es nicht aber doch Anzeichen einer gewissen Skepsis oder Verzagtheit?"

„Ich glaube, daß Schwierigkeiten auf den Menschen ermutigend wirken, daß sie ihn anspornen, seinen Verstand zu gebrauchen, seine Gefühle einzusetzen. Deshalb arbeiten wir auf allen Gebieten der Kultur mit noch größerer Intensität. Manch einer wird sagen, daß es jetzt wichtigere Dinge gibt, als Theater zu spielen oder Gedichte zu schreiben. Aber denken wir zum Beispiel an unsere Kinder. Viele haben ihre Eltern und Geschwister sterben sehen, sie tragen doch eine große emotionale Last mit sich herum. Da finde ich es geradezu lebensnotwendig wie essen und trinken, ihnen das Lachen zurückzugeben, sie durch ein Lied, durch eine gelungene Zirkusvorstellung, durch Tanz und Musik zu erheitern. Dasselbe trifft auch für die Älteren zu. Der grausame Krieg, der bittere Mangel, die letzte verheerende Naturkatastrophe – wo Not und Tod drohen, ist Kunst geistige Nahrung."

„Welcher Kunstgattung", frage ich, „gibt der Werktätige in Nikaragua den Vorzug?"

„Musik und Tanz", erwidert Rosario Murillo, „gehören auf dem Lande zum täglichen Leben. Überall, wo Menschen zusammentreffen, wird musiziert und getanzt, ob auf dem Dorfplatz, auf der Straße oder im Kulturhaus. Das Theater dagegen ist noch wenig massenwirksam. Früher war es im wesentlichen auf das städtische Bürgertum angewiesen, und da gab es kaum eine eigenständige Tradition, ausgenommen vielleicht das ‚Rubén-Darío-Theater' in Managua. Die Bauern spielen selbst Theater. Aber dominierend ist doch die Poesie; sie wird auf Versammlungen und Meetings vorgetragen und verbindet sich zumeist mit Festen und religiösen Feiertagen. Nach der Alphabetisierung begannen viele Arbeiter und Bauern, selbst Gedichte zu schreiben. So manches Talent könnte wohl eines Tages ein neuer Rubén Darío sein!"

Das Haus Ramírez

„Wenn Sie nach León wollen, so komme ich mit", sagt Roger Baldizón vom Außenministerium in Managua zu mir, „es ist meine Heimatstadt."

Die Plaza de la catedral schwimmt im Glanz der honigfarbenen Nachmittagssonne; genauso sah ich kurz zuvor Granada. Es ist ein spanisches Bild: der blaugrüne Tupfer des Parks, die Palmen, die feurigen Blüten des Hibiskus, die majestätisch ruhenden Chilamatebäume, die rotbraunen Indios aus Subtiava und die goldenen Wappentiere, die Löwen von León; schwarzgewandete Damen, Kreolinnen aus den alten Geschlechtern der Stadt, von denen man sagt, sie führten ihre Herkunft bis auf die Konquistadoren zurück, Kleinhändler vor ihren Lädchen oder den auf der Straße ausgelegten Waren, Studenten in Jeans und Baskenmütze – das spanische Amerika, wer es in diesem Lande sucht, muß nach Granada, nach León gehn, den feindlichen Brüdern unter den nikaraguanischen Städten. Hier in León zeichnete der Legende nach Francisco Hernández de Córdoba, der Eroberer, der Städtegründer, den Platz der Kathedrale in den Sand; hier tobte der blutige Zwist zwischen Bürgern und Großgrundbesitzern, Liberalen und Konservativen; hier ließ Somoza-Debayle seine Bomben fallen, als die junge Intelligenz aufbegehrte. Der Jurastudent Omar Cabezas, heute Vorsitzender des Nationalen Verteidigungskomitees und landbekannter Schriftsteller, Sohn einer kreolischen Familie, ging von hier aus zu den Partisanen in die Berge. Ernesto Cardenal, Priester, Kulturpolitiker, Dichter, in Granada geboren, hier lebte er zehn Jahre lang in dem Haus gegenüber der Franziskanerkirche.

Vor dem Grabmal des Rubén Darío in der Kathedrale kniet ein alter Mann mit struppigem weißen Bart im sonnengegerbten Gesicht. Der Sombrero ist ihm in den Nacken gerutscht, die abgelederten Bauernhände zittern. „Hier liegt er", sagt er zu mir, „vor zweiundsiebzig Jahren ist er in die Stadt seiner Kindheit zurückgekehrt, um zu sterben. Ein Heiliger, ein Märtyrer. Er wurde nur neunundvierzig Jahre alt."

Cardenals Großmutter hat ihn noch gekannt. Doña Agostina mochte ihn nicht sehr, er war ihr zu „modern". Die Vielbelesene war an die solide Kost der spanischen Klassiker gewöhnt. Sie konnte nicht ahnen, daß ihr Enkel Ernesto einst in die Fußstapfen des großen „Modernisten" treten würde. Kaum ein Schriftsteller hierzulande, der nicht von diesem erstaunlichen Wortkünstler, dem Apostel einer „reinen Kunst", dem Weltflüchter beeinflußt wäre.

Auf der Straße begegnen wir einem nahezu Blinden. Zielsicher steuert er das Haus des Colonel Ramírez an. Roger Baldizón stellt uns seinen ehemaligen Lehrer an der Universität, Edguardo Buitrago, vor. Er ist Professor für Literatur an der 1804 gegründeten Universität von León, der ältesten des Landes, und Leiter des Darío-Museums, das er in jenem Hause eingerichtet hat, in dem Darío seine Kindheit verbrachte.

Die Straßenfront ist schmal. Alle Gebäude, im Kolonialstil erbaut, strecken sich weit in die Tiefe, die Zimmer, erreichbar über einen langen, ziemlich dunklen Korridor, liegen hintereinander, die Dächer sind verschachtelt und nur unterbrochen von kleinen Innenhöfen, die, mit Pflanzen überwuchert, grünes Dämmerlicht in die Räume sickern lassen. Rubén selbst erinnert sich an einen Kalebassenbaum auf dem Hof, unter dessen Zweigen er die gesamte spanische Literatur von Rang las, auch an die Granatäpfel, an den betörenden Duft der roten Amapolas, die hier blühte, an die Eulen nachts auf den Traufdächern und die Geschichten, welche die steinalte Mutter seiner Großtante erzählte: „Von einem Mönch ohne Kopf und mit einer dichtbehaarten Hand, die wie eine Spinne auf Jagd ging..." Furcht und Neugier kämpften in ihm, die Greisin im Silberhaar vergaß er nie, seine Phantasie erhielt hier erste Nahrung. Zwischen Folianten, Globen, Büchern und tropischem Überfluß an Grün, das von der Galerie herabrankt, aus dem Boden emporschießt, wird auch unsere Phantasie bewegt. Im grauen Licht des Vorraumes lassen wir uns nieder; Edguardo Buitrago im wippenden Schaukelstuhl richtet seine blicklosen Augen, wie mir scheint, auf mich, stumme Frage: Was willst du wissen? Ja – wer ist nun eigentlich dieser Rubén Darío? Was hat ein Weltflüchter, ein Ästhet der „reinen Kunst", mit der Revolution zu tun, die Gegenwart in diesem Lande ist?

Poesie und Wirklichkeit

„Wissen Sie", sagt der Professor, „ein aufgestandenes Volk will etwas über sich selbst erfahren, und genau das erfährt es von seinen Dichtern." Daríos

---

Im Zentrum von Managua, vor dem Theater, das seinen Namen trägt, steht das Denkmal des nikaraguanischen Nationaldichters Rubén Darío, der die spanischsprachige Lyrik erneuerte und das Nationalbewußtsein wesentlich beeinflußte.

und der Dichter

Die Frau des Präsidenten und der Dichter

Werk, obwohl nicht frei von Widersprüchen, hat viel zur Bildung eines Nationalbewußtseins in Nikaragua beigetragen. Die Herrschenden der Vergangenheit haben dieses Werk für sich reklamiert. Die nationale und soziale Revolution der Sandinisten erschließt es heute für das Volk. Denn es enthält auch eine tiefe soziale Botschaft. Selbst die Widersprüche spiegeln nur die Antagonismen der Epoche, in der es entstand.

Vergegenwärtigen wir uns diese Zeit, so stoßen wir sogleich auf einen komplizierten historischen Prozeß; in das halbfeudale, von Oligarchien und Caudillos beherrschte lateinische Amerika bricht das kapitalistische System ein, ausländische, besonders nordamerikanische, Monopole etablieren sich und teilen sich die Herrschaft mit den einheimischen Großgrundbesitzern; die Handelsbourgeoisie in Städten wie León fühlt sich sowohl durch die Rückständigkeit und den Herrschaftsanspruch der Latifundistas, als auch durch die Konkurrenz der ausländischen Monopole eingeengt, sie kämpft deshalb für eine starke, fortgeschrittene nationale Wirtschaft, für eine bürgerliche Nation.

In diese Zeit hinein gerät Felix Rubén García Sarmiento, geboren 1867 in Los Chocoyos oder auch Metapa (heute Ciudad Darío) in der Provinz Matagalpa. Einer seiner Ururgroßväter trug den Vornamen Darío. Alle Leute im Ort nannten ihn nur „Don Darío" und seine Söhne und Töchter die „Daríos". So verschwand allmählich der ursprüngliche Familienname. Die Eltern trennten sich schon einen Monat vor seiner Geburt. Sein Vater fungierte als „Onkel Manuel", die Mutter verschwand nach Honduras. Großonkel Colonel Ramírez und seine Frau Doña Bernarda nahmen das Kind in ihrem Hause auf. Eigentlich war Felix, der Glückliche, ein unglückliches Kind, es fehlte ihm die Wärme und Geborgenheit, die Zärtlichkeit der Eltern. Da war nur die strenge Großtante Bernarda und der Oberst, der zwar Vorbild wurde, aber nicht den Vater ersetzen konnte. In dieser erstklassigen Leóner Familie lernte der junge Darío all das kennen, was die damalige Welt an Kultur und Zivilisation zu bieten hatte.

Am lebhaftesten nahm sein wendiger Geist die Gedanken auf, die in den regelmäßigen Gesprächsrunden, den Tertulias, geäußert wurden. Hier wurden die Zustände der Zeit und Gesellschaft durchmustert. Der Oberst, welcher 1851 erfolgreich gegen den nordamerikanischen Abenteurer und Usurpator seines Landes, Walker, gekämpft hatte, stand ganz im Banne des im liberalen Bürgertum aufkommenden Nationalbewußtseins und der Idee der mittelamerikanischen Einheit. Ein unabhängiges Nikaragua, ein geeintes Zentralamerika war das politische Ideal der Leóner Handelsbourgeoisie – ihr Mittelpunkt das Haus Ramírez. Von hier aus vielfältig angeregt, magisch angezogen von westeuropäischer Dichtung, dem französischen Symbolismus, der spanischen Literatur, abgestoßen von den miserablen sozialen Verhältnissen in seinem Land, den mörderischen Fehden zwischen Granada, der Hochburg der Latifundistas, und der Metropole des liberalen Bürgertums León, flüchtet er in die Welt: Spanien, Chile, die USA, Frankreich, umgetrieben von existentiellen Zwängen und unbändiger Sehnsucht nach Schönheit und Harmonie. In Chile, wo er als Diplomat und Journalist arbeitet, erlebt er die besonders harten sozialen und politischen Auseinandersetzungen, nimmt aber auch Ideen auf, die denen seines Großonkels verwandt sind; fortgeschrittenere ökonomische, politische und soziale Verhältnisse, eine infolge der Industrialisierung bereits organisierte Arbeiterklasse, eröffnen hier die Möglichkeit einer eigenständigen nationalen Entwicklung. Er ist einundzwanzig Jahre alt, als er hier in Chile, unter dem Eindruck des Zusammenstoßes einer halbfeudalen lateinamerikanischen Realität mit den bürgerlich-kapitalistischen Lebensformen, eines der Werke schreibt, mit denen er zum Begründer des Modernismus in Lateinamerika, zum Erneuerer der gesamten spanischsprachigen Lyrik wird. Es ist ein aus Erzählungen und Essays zusammengesetztes programmatisches Buch, das er „Azul" („Blau") nennt. Der Modernismus, literarische Bewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts, ist eine ästhetische Rebellion gegen die Konvention und die unbefriedigende inhumane kapitalistische Wirklichkeit, aber auch Flucht aus dieser in eine Welt der Schönheit und der Harmonie. Dennoch verliert Rubén Darío nie völlig den Boden unter den Füßen. Seine journalistische Arbeit, die ihn in alle Bereiche des Lebens führt, fördert seinen Wirklichkeitssinn und seine Überzeugung, daß die Zeit der nationalen und sozialen Gerechtigkeit in Lateinamerika kommen werde. Als einem solchen prophetischen Geist, einem Dichter von weltliterarischem Rang bezeugen ihm sozial und politisch engagierte Dichter wie der Spanier Federico García Lorca, der Chilene Pablo Neruda und der Kolumbianer Gabriel García Márquez ihre Hochachtung und bekennen, daß sie seine Schüler sind.

Der Sammler

Der Professor schweigt, um sich zu sammeln. Überraschend kommt die Dunkelheit. Baldizón schaut mahnend zur Uhr. Draußen auf dem Hof flammt eine Lampe auf, Blätter und Blüten erscheinen vor ihr wie Scherenschnitte. Eine alte Frau im Schaukelstuhl, statuenhaft, wendet mir ihr Profil zu. Ist es Daríos Greisin im Silberhaar, die Geschichtenerzählerin? Edguardo Buitrago ist der kenntnisreichste, aber nicht der einzige Anhänger des National-Heros. Ein paar Häuser weiter empfing uns zuvor schon der Ladenbesitzer José Jirón Terán. Eigentlich hatte er es eilig, eine Versammlung seiner Partei, der Liberalen, wartete auf ihn. Trotzdem ließ er sich's nicht nehmen, uns seine Schätze zu zeigen.

Auch hier ein Vorraum, ein Hof, ein langer Gang, neobarocke Einrichtung, eine Tür, eine Treppe in das oberste Stockwerk, hier Glasschränke vollgestopft mit Büchern. Sechstausend Bände Darío – von ihm, über ihn, sämtliche Werke, Einzelausgaben in mehr als einem halben Hundert Sprachen, von prätentiösem Leder und Halbleder bis zum Paperback. Die Franzosen fühlen sich dem Dichter nahe, er hat ihre „Symbolisten" Verlaine und Rimbaud wie kein anderer verstanden und übersetzt, italienische Editoren huldigen ihm mit blütenweißem Papier und sorgfältigem Kommentar, die Engländer vergleichen ihn mit Lord Byron und Oscar Wilde, die Amerikaner mit ihrem großen Poeten und Neuerer Walt Whitman. Und da ist auch Reclam aus Leipzig zur Hand mit Lyrik, mit seinen feinnervigen Geschichten „Das Gold von Mallorca". In Mexiko war es 1956, erzählt Terán, da fand er das erste Mal Gedichte von Darío, und er war verzaubert. Dazu mußt du ins Ausland fahren, sagte er sich, um den größten nikaraguanischen Dichter zu lesen, und dazu in allerbescheidenster Aufmachung, in Heftchen für 50 Pfennige. „Armer Darío, dachte ich, so niedrig stehst du im Kurs! Und ich beschloß, alles was von oder über ihn gedruckt wurde, zu erwerben." Und so füllten sich nicht nur die Bücherschränke des Händlers und Sammlers, es erfüllten ihn selbst mehr und mehr die Ideen des Dichters und Patrioten. Gemeinsam mit anderen Bürgern von León kümmerte sich Terán nach dem Sieg der Revolution um die Aufstellung eines Darío-Denkmals, das man dreißig Jahre lang vor Somoza verborgen gehalten hatte, damit dieser es nicht für die Aufwertung seines Images mißbrauchen konnte. Schon damals war der berühmteste Sohn von León neben Sandino zur Symbolfigur der Befreiung geworden.

Blau! Blau! Blau!

Buitrago hat von unserer Unruhe nichts bemerkt. Und so fährt er in seinen Auskünften fort. Das lateinische Amerika, sagt er, könne nach Darío der ökonomischen, politischen und kulturellen Amerikanisierung nur entgegenwirken, wenn es sich auf die eigene nationale und hispanoamerikanische Kultur und Sprache besänne. Und damit müsse die Verwirklichung politischer und sozialer Gerechtigkeit einhergehen. Diese für seine Zeit ungewöhnlichen Gedanken wurden schließlich zum Ausgangspunkt für die revolutionären Bestrebungen des „kleinen Generals des Volkes", Augusto César Sandino, der elf Jahre nach Daríos Tod durch seine Erhebung von 1927 die nordamerikanischen Interventen, die US-Marineinfanterie, zum Abzug von nikaraguanischem Territorium zwingt. Das findet ein Echo bei Ernesto Cardenal: „Wir Revolutionäre sind Söhne Sandinos und Daríos!"

Schülerinnen vor der Kathedrale von León, der größten und bedeutendsten Kirche Mittelamerikas, erbaut in der Gründerzeit der Stadt.

„Die ganze politische Misere", sagt Edguardo Buitrago, „wird besonders deutlich an den Auseinandersetzungen der beiden ältesten Städte des Landes, León und Granada. Von Anbeginn kämpften sie um die Vorherrschaft und um den Rang einer Landeshauptstadt. Daríos Kindheit war von diesem Bruderkrieg überschattet. Den Todesschwadronen vergleichbar zogen die Kontrahenten durch die Stadt und brachten jeden um, der ihnen in den Weg lief. Mit wachsamem Blick verfolgt der Dichter später diese irrational erscheinenden Kämpfe, die auch dann nicht endeten, als das ehemals unbedeutende Managua zur Hauptstadt des Landes erklärt wurde. Darío schreibt: „Der Haß zwischen Granada und León... ein Haß, der auf Kirchturmpolitik, auf Parteiklüngeln beruht... Wieder erlebt man, daß die beiden rivalisierenden Städte sich untereinander mit Brandstiftung und Mord bekämpfen; einer Brandstiftung wie jener, die ehedem Granada zerstört, Mordfeldzügen wie jenem, bei dem mein Großonkel, der Indio Darío, an einen Pferdeschwanz gebunden, durch die Straßen (von León) geschleift wurde..."
Der Dichter erweist sich als politischer Denker, wenn er seine Landsleute vor den Folgen warnt: „Morgen schon können wir Yankees sein!" Wie man sieht, ist Daríos Warnung noch immer aktuell. Edguardo Buitrago faßt daher seine Überzeugung von der gegenwärtigen Bedeutung dieses Dichters in dem Satz zusammen: „Er gab in seinem Werk Antwort auf die Probleme von heute."
Aber Darío forderte auch vom Künstler, daß er den Menschen Mut mache. In seinem Hauptwerk „Azul" empfiehlt er dem Schriftsteller und Dichter, nicht Prediger des Grabes zu sein: „Gesegnet sei jener, der stets das Morgenrot ankündigt. Hat man, weil du leidest, etwa das Recht, die Welt mit deinen Schmerzen zu vergiften? Schriftsteller, die erste Pflicht ist, der Menschheit jedes mögliche Blau zu geben. Krieg dem Schwarz. Blau! Blau! Blau!"
Professor Buitrago geleitet uns zur Tür, und ich habe plötzlich das Empfinden, er könnte der blinde Herold einer indianischen Mythe sein, ein Bote aus vergangener Zeit, der Nachrichten überbringt, auf die wir Heutigen nicht verzichten können.

Epilog

Die Nacht ist schwül, und der freundliche Roger Baldizón lädt uns zu einem kurzen Trunk in das Haus seiner Familie ein. Ein gedämpftes, leicht dahingleitendes Gespräch unter Freunden läßt die Flut der Eindrücke verebben. Señora Baldizón erkundigt sich nach den Verhältnissen in unserem Land. Dann mahnt Roger zur Rückreise. Noch immer ist die Dunkelheit voller Gefahren. Aber der Himmel ist klar. Unsere letzte Nacht in Nikaragua ist angebrochen.

Professor Edguardo Buitrago im Haus des Obersten Ramírez, in dem der Dichter Rubén Darío seine Kindheit und Jugend verbrachte und das der Professor als Museum eingerichtet hat.

Das obige Mosaikbild im Geschichts- und Naturkundemuseum beim Masaya-Vulkan zeigt die Legende vom Ausbruch des Coyotepe-Kraters und von der Bekehrung der hier lebenden Masayaindianer zum Christentum. Oben rechts: Der Kathedralenplatz von Granada in der Mittagszeit. Mitte: Straßenbild in Granada. Unten rechts: Ein Popfestival im Stadion von Managua. Unten links: Christus hinter Glas in einer Mauernische der Kathedrale von Matagalpa. Daneben: Spielzeugladen in Masaya, wo Folklorepuppen, wie auch die auf den Seiten 4/5 gezeigten, Hauptattraktion sind.

Die Frau des Präsidenten und der Dichter

● Wörtlich

Die Probleme, denen wir uns stellen müssen, sind der Hunger in der Welt, die Bedrohung unserer Umwelt und unseres Lebensraumes sowie die Folgen der Überbevölkerung. Vor diesem Hintergrund scheint die Abrüstung nichts weiter als eine historische Aufräumaktion zu sein, bei der wir versuchen, die Trümmer eines historischen Irrtums zu beseitigen, eines Überbleibsels des vornuklearen Zeitalters, der in dem Versuch bestand, Sicherheit durch die Anhäufung von Waffen zu erreichen.

Willy Brandt, BRD

● Kurz berichtet

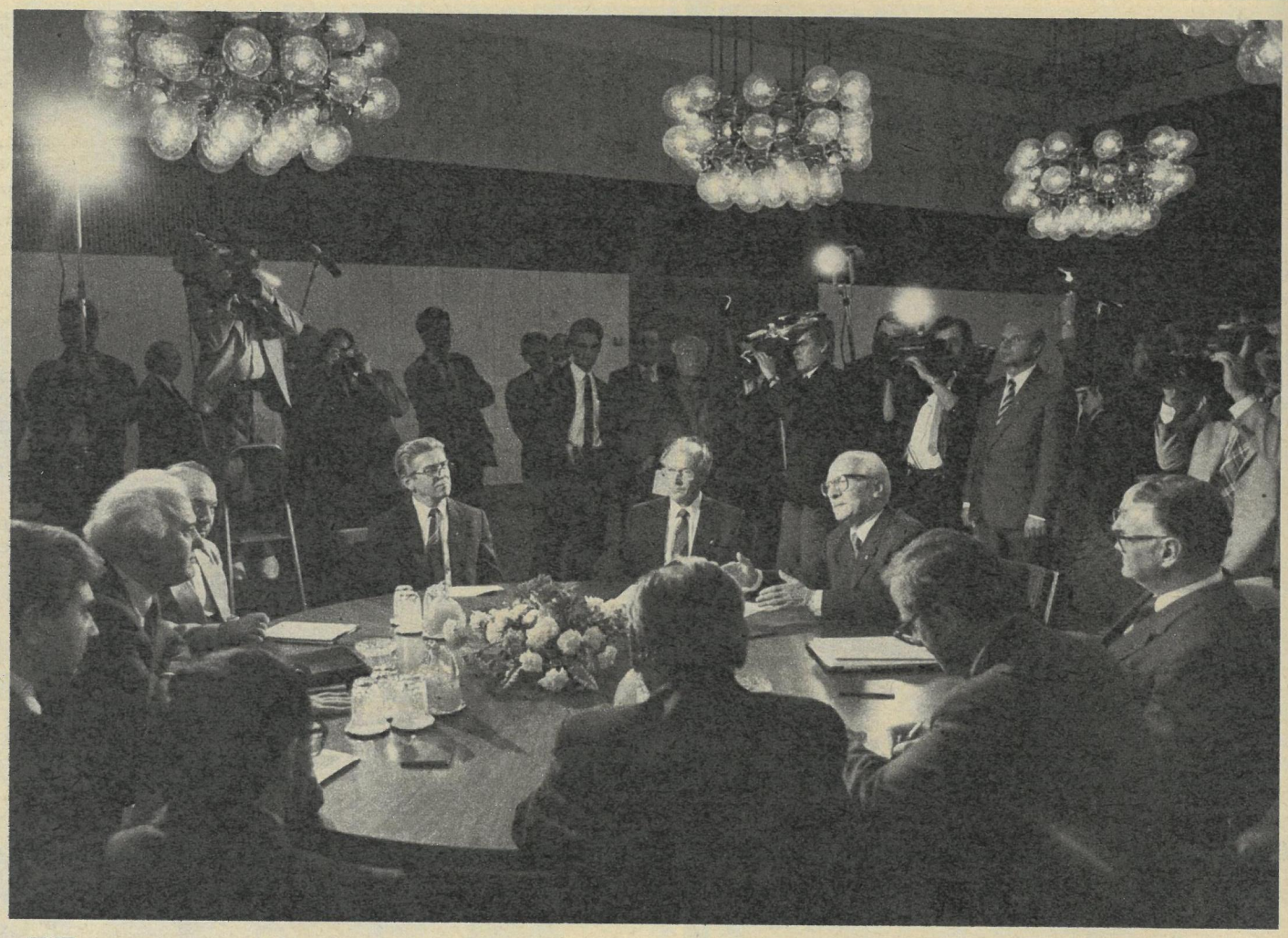
Früher als sonst hat in Bulgarien die Rosenernte begonnen. Über eine Million Blüten sind nötig, um ein Kilo Öl zu destillieren. Der Anteil Bulgariens am Weltexport von Rosenöl beträgt heute 70 Prozent.

Einen Transporter für den hohen Norden entwickelte das KRAS-Werk in Krementschug. Der LKW, der 30 Tonnen Holz befördern kann und sich bei Testfahrten bereits bewährte, ist mit einem kältesicheren Fahrerhaus ausgestattet, das auch bei Frösten von minus 50 Grad in der Kabine Zimmertemperatur garantiert.

Im Zentrum für Reflextherapie in Krasnodar wurden Ohrclips für Frauen und Männer entwickelt, die eine Solarzelle und einen Minigenerator enthalten, mit deren Hilfe Sonnenlicht in elektrische Impulse umgewandelt wird. Sie dienen der Behandlung von Ischämie, Osteochondrose, Bronchitis, Magengeschwüren und anderen Erkrankungen.

An den zur höchsten Schwierigkeitsklasse gehörenden, schnee- und eislosen Felsen nahe des Schwarzmeer-Kurorts Jalta bewarben sich Bergsteiger aus 16 Ländern erstmals um einen Europapokal. Vor vielen Zuschauern, die größtenteils auf extra geschaffenen Aussichtsplattformen standen, waren die Mannschaften der UdSSR, Polens und der USA die Besten.

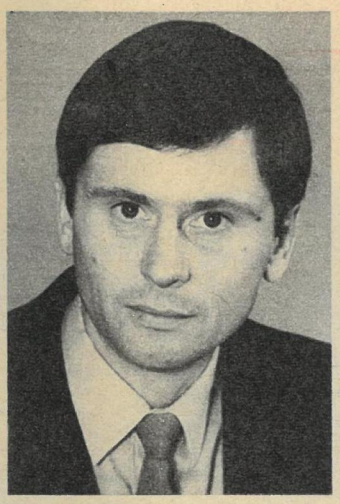
Rothalsgänse, seltene Bewohner der nördlichen Halbinsel Taimyr, siedeln jetzt auch in einem der Naturschutzreviere des Gebietes Gorki. In ihrer neuen Region werden die wertvollen Tiere geschützt und man hofft, damit zu ihrer Vermehrung beizutragen.



Über den Tag hinaus

Als unser Fotoreporter am Freitag vergangener Woche aus dem Staatsrat zurückkehrte, lautete sein Kommentar: „War das ein Andrang!“ Er meinte die so zahlreichen in- und ausländischen Kamerateams, die den Beginn des freundschaftlichen Gesprächs, zu dem Erich Honecker den sowjetischen Außenminister Eduard Schewardnadse empfangen hatte, als Zeitdokument festhalten wollten. In der Tat hat der eintägige offizielle Freundschaftsbesuch Bedeutung über den Tag hinaus. Es wurde die Entschlossenheit bekräftigt, gestützt auf die Gemeinsamkeit der Ansichten zu prinzipiellen Fragen des sozialistischen Aufbaus und der Außenpolitik, auch künftig auf das engste zusammenzuarbeiten. So verwies Erich Honecker auf die Orientierung der 7. Tagung des ZK der SED und brachte die einmütige Unterstützung der Partei der Arbeiterklasse und des Volkes der DDR für den Kurs der Erneuerung der sowjetischen Gesellschaft zum Ausdruck, unterstrich die Bedeutung der Politik der Umgestaltung für die Stärkung des Sozialismus und die Sicherung des Friedens in der Welt. Wertschätzung auch von Eduard Schewardnadse. Er betonte, daß die UdSSR die Anstrengungen, die das Volk der DDR bei der Erfüllung der Beschlüsse des XI. Parteitages zur weiteren Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft unternimmt, voll und ganz unterstützt. Vier Jahrzehnte DDR, so der Gast, hätten überzeugend bewiesen, daß die Existenz des sozialistischen Staates, der konsequent eine initiativreiche, friedliebende und vom Neuerertum durchdrungene Innen- und Außenpolitik betreibt, entschlossen für die Achtung der bestehenden territorialen und politischen Realitäten in Europa eintritt, einen wohltuenden Einfluß auf die Lage in Europa und der Welt ausübt. Die Weiterentwicklung der bilateralen Beziehungen wurde an diesem Tag auch durch ein neues Dokument bekräftigt. Die Außenminister unserer beiden Staaten, Oskar Fischer und Eduard Schewardnadse (Foto) setzten ihre Namen unter ein Abkommen, das die Errichtung und Tätigkeit eines Kultur- und Informationszentrums der DDR in der UdSSR vorsieht. In der sowjetischen Metropole wird sich in dieser Stätte der Begegnung, der Freundschaft und des Erfahrungsaustausches unsere Republik vorstellen, mit den revolutionären Traditionen und dem kulturellen Erbe unseres Volkes bekanntmachen. Das Programm soll unterschiedliche Interessen ansprechen. Informative Veranstaltungen, z. B. über spezielle Bereiche von Wissenschaft und Technik werden abwechseln mit Vorträgen und Diskussionsrunden, gestaltet von profilierten Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Kunst und Sport der DDR. Es wird Konzerte geben mit ausgewählten Klangkörpern. Gedacht ist auch, und nicht an letzter Stelle, an eine rege Klub- und Zirkeltätigkeit, z. B. von Freunden der deutschen Literatur aus Vergangenheit und Gegenwart. Besonderes Gewicht erhält die Arbeit mit der deutschen Sprache.

Ina Stritzke (Text)
Volker Hohlfeld,
Holger Busch (Fotos)



Bis Mukran unter Draht

Auskunft für FREIE WELT gab Reichsbahndirektor Wolfhart Noack, Präsident der Reichsbahndirektion Greifswald.

Kürzlich in Mukran: Großer Bahnhof – für einen Güterzug?

In der Tat. Am 27. Mai haben wir den ersten Güterzug auf der nunmehr durchgängig elektrifizierten Nord-Süd-Strecke der Republik empfangen. Seit diesem Tag befördern wir alle Reise- und Güterzüge von und zu den Fährhäfen Mukran und Saßnitz bzw. nach Binz mit E-Loks.

Warum fuhr der Zug nach Mukran und nicht nach Saßnitz?

Damit wollten wir die große und stetig wachsende Bedeutung des Fährverkehrs zwischen Mukran und Klaipeda unterstreichen. Er ist eine stabile und effektive Variante für den Gütertransport zwischen der DDR und der UdSSR. Ich betone das, ohne den Fahrverkehr von und nach Skandinavien als wichtige Dienstleistung der DDR für andere Länder zu unterschätzen.

Wie zahlt sich die durchgängige Elektrifizierung für den Personen- und Güterverkehr aus?

Mit den jetzt in Betrieb genommenen letzten 67 Kilometern elektrifizierte Strecke auf der Nord-Süd-Verbindung entfällt das bis dato noch notwendige Umspannen der Züge in Stralsund. Die Fahrzeit der Reisezüge zwischen Berlin–Stralsund–Insel Rügen verringert sich um zirka 30 Minuten. Darüber hinaus reduzieren sich im Güterverkehr die Umlaufzeiten für die Wagen erheblich.

Und was kommt unterm Strich für die Deutsche Reichsbahn heraus?

Das ist zum einen eine bessere Auslastung der Triebfahrzeuge und zum anderen eine bedeutende Senkung der Selbstkosten. Die Umstellung von Diesel- auf E-Traktion führt allein für die Güterzüge zwischen Mukran und Stralsund zu einer Selbstkosteneinsparung von 2,5 Millionen Mark im Jahr. Zugleich sparen wir viel Dieselkraftstoff ein.

Die Jugendbrigaden von der Streckenelektrifizierung haben gewiß heiße Wochen hinter sich. Was war der schwierigste Abschnitt?

Auf der Insel wurden rund 2400 Fundamente und Masten gesetzt, außerdem etwa 120 Kilometer Bahnenergieleitung gezogen. Der komplizierteste Abschnitt aber war die eingleisige Strecke Stralsund–Rügendamm–Altefähr. Für den Klappteil der Ziegelgrabenbrücke mußte zum Beispiel eine spezielle Konstruktion angefertigt werden. Die Hochspannungsleitung führt hier über zwei 60 Meter hohe Stahlgittermasten. Sie sichert die Energiezufuhr für das Insel-Bahnnetz auch für die Zeit, in der der Bahnbetrieb durch das Hochklappen der Ziegelgrabenbrücke unterbrochen werden muß. Ein Hubschrauber bugsierte die Masten an die Strecke. Dort wurden sie, mit teilweise artistischen Leistungen von den Jungs der Jugendmeisterei „Karl Marx“ des VEB Fahr- und Freileitungsbau und einem Trupp vom Energiebau Dresden, montiert. In 60 Meter Höhe „turnten“ sie herum.

Wie viele Tonnen Güter werden 1989 im Fährbahnhof Mukran umgeschlagen?

Mukran befördert in diesem Jahr 4,5 Millionen Tonnen Güter. Das verlangt unter anderem, täglich 7500 Tonnen von Güterwagen mit Breitspur auf Normalspur umzuladen oder umgekehrt bzw. täglich 200 Breitspurwagen in Richtung Klaipeda und 365 Güterwagen über die Strecke Mukran–Stralsund abzufertigen.

Wie geht es weiter bei der Elektrifizierung?

In diesem Jahr ist vorgesehen, insgesamt in der Republik 322 Streckenkilometer zu elektrifizieren. Ziel ist es, zum 40. Jahrestag der DDR in Cottbus den 2000. Kilometer elektrifizierte Eisenbahnstrecke – seit der Übernahme des Jugendobjektes 1981 – zu übergeben. Bis 1990 sollen die energieökonomischen und umweltfreundlichen E-Loks auf 3730 Kilometern und damit auf über einem Viertel der Bahnstrecken der DDR fahren. *Interview: Hans Häber*

Gäste-Gespräch

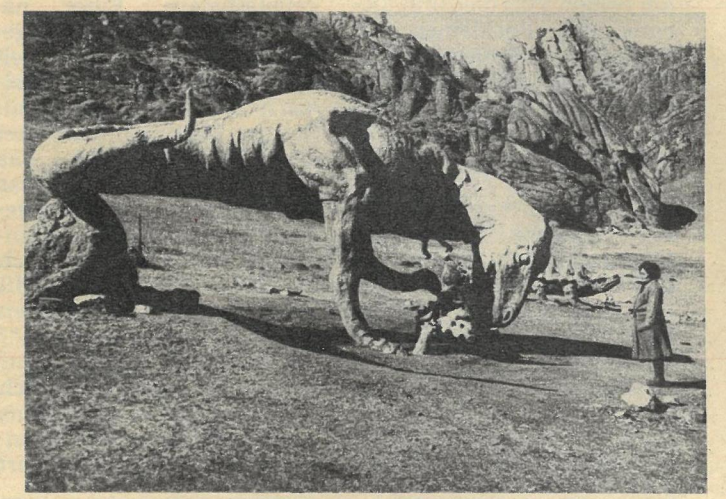
Das Mitglied des Politbüros des ZK der SED, Erich Mükkenberger, Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, empfing am 31. Mai im Hause des Zentralkomitees Chefredakteure der Zeitschriften von Freundschaftsgesellschaften sozialistischer Länder und APN. Während der freundschaftlichen Begegnung erläuterte Erich Mückenberger die Entwicklung der DDR in den vergangenen vier Jahrzehnten und informierte über die Vorbereitung auf den XII. Parteitag.

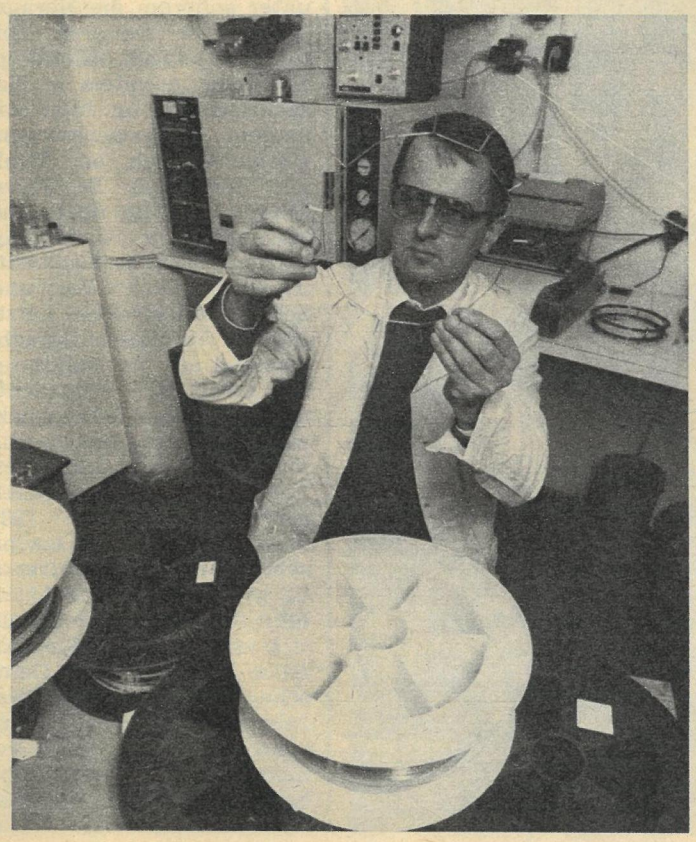
Urlaubs-Urvieh

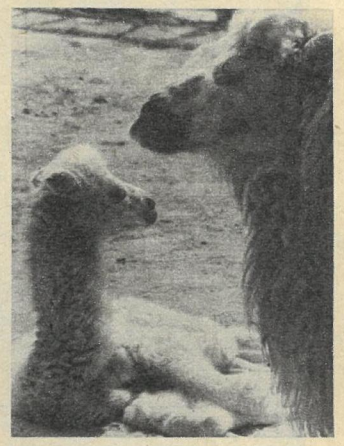
Dinosaurier aus Beton weisen Besuchern seit kurzem den Weg zu einem rund sechzig Kilometer von Ulan-Bator entfernten Erholungsgebiet. Bis Jahresende entstehen in der Mongolei 19 neue Ferienheime.

Ratio-Röhren

Flexible Kapillarröhrchen aus Silikatmaterial wurden an der Prager Hochschule für chemische Technologie in Zusammenarbeit mit der Akademie der Wissenschaften der ČSSR entwikkelt. Die Röhren mit einem Innendurchmesser von 0,2 bis 0,3 Millimetern dienen der Analyse komplizierter organischer Verbindungen. Außerdem kommen sie in der Erdölindustrie zum Einsatz und lösen dort teure Importtechnik ab.

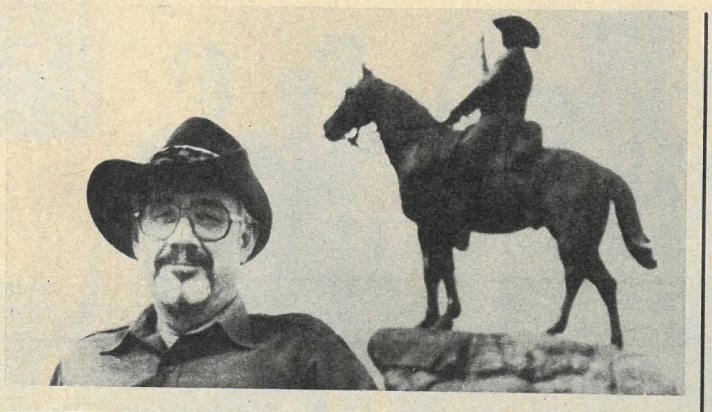






Kamel-Kind

Ein weißes zweihöckriges Kamel kam kürzlich im Zoo von Bozsene (Ostungarn) zur Welt. Baby Alex ist 90 Zentimeter groß und 35 Kilogramm schwer. In ihrer Heimat Mittelasien – Trampeltiere wurden dort vor 4000 Jahren domestiziert – gelten die weißen Exemplare als Glücksbringer.



Gespaltene Zungen?

Stuttgart, Pfingsten 1989: Die Sonne lacht über dem Messegelände Killesberg, und die Reden hören sich auch gut an auf dem 40. „Sudetendeutschen Tag". Die Grußbotschaft von Kanzler Kohl darf Bundesminister Klein (Foto oben: als „Entwicklungshelfer" in Südafrika) verlesen. Es wird nicht gegeizt mit den Vokabeln Aussöhnung, Entspannung und Frieden. Nur wenige Minuten später wird am selben Pult die Annullierung des Potsdamer Abkommens gefordert. Kerniger Beifall dafür und keinerlei Widerspruch der anwesenden Bonner Politprominenz. Mit welcher Zunge reden sie nun, die „Vertriebenen"? Man kann sich seinen Teil denken, wenn die Uniformen der Jungen auf den ersten Blick der Kluft der Hitler-Jugend gleichen (Foto unten). Man muß sich seinen Teil denken, wenn „Republikaner" ungehindert vor den Hallen wahre Berge neofaschistischen Wahlkampfmaterials verteilen. In einer der vielen Foren gibt sich „Seine Hoheit" Otto von Habsburg die Ehre. Der Österreicher, als Abgeordneter des Westeuropaparlaments in CSU-Diensten, schafft erst einmal Stimmung, indem er die Politik Genschers verhöhnt: „Wir müssen aufhören, uns in aller Welt dafür zu entschuldigen, daß wir überhaupt existieren." Ohne Umschweife fordert er dazu auf, sich in die inneren Angelegenheiten der sozialistischen Länder einzumischen. Politische Helfershelfer sind auch gleich präsent: tschechische Konterrevolutionäre. Einer namens Kania von der sogenannten Charta 77 erzielt mit seinen Sprüchen begeisterte Zustimmung im Saal. Seiner Meinung nach sei der Kommunismus das Schlimmste, was sich das menschliche Hirn ausgedacht habe, und ein Kommunist habe sowieso noch nie die Wahrheit gesagt. Mit welcher Zunge sprechen nun die „Vertriebenen"? Mit einer gespaltenen? Nein. Sie bedienen sich nach wie vor des Denkens und der Sprache des Revanchismus. *Wolfgang Suckert*

Journalisten-Nachwuchs

In der Sowjetunion werden gegenwärtig drei deutschsprachige Tageszeitungen herausgegeben: „Neues Leben", die Zentralzeitung der sowjetdeutschen Bevölkerung; „Freundschaft", vor etwa zwei Jahren aus Zelinograd nach Kasachstans Hauptstadt Alma-Ata umgesiedelt; und „Rote Fahne", die in Slawgorod erscheint. Die kürzlich gegründete Unionsgesellschaft der Sowjetdeutschen beschloß unter anderem die Herausgabe einer weiteren Zeitung in Deutsch. Allerdings hat man besonders in Kasachstan und im Altai seit langem Nachwuchssorgen. Übrigens auch bei Funk und Fernsehen. Es fehlen Mitarbeiter, die über eine journalistische Ausbildung verfügen und die hochdeutsche Sprache in Wort und Schrift beherrschen. Letztendlich ist dieser Sprachnotstand auf die Auflösung der ASSR der Wolgadeutschen im Jahre 1941 zurückzuführen, als gleichzeitig auch die letzten nationalen Lehranstalten ihre Pforten schließen mußten. 1987 wurde nun an der Kasachischen Staatlichen Universität in Alma-Ata eine Abteilung für deutsche Journalistik eröffnet. Die Dozentin Irina Bartum, eine Deutsche, sagt uns im zweiten Jahr des Bestehens: „Neunzehn Studenten haben im neuen Studienjahr bei uns begonnen. Acht sind Sowjetdeutsche, vier Kasachen, fünf Russen. Eine Studentin ist Ukrainerin, ein Student Uigure. Leider konnten wir aus Mangel an geeigneten Bewerbern nicht alle fünfundzwanzig Studienplätze besetzen. Auch Studenten deutscher Nationalität mußten abgelehnt werden, weil sie ihre Muttersprache gar zu schlecht beherrschten." Einige fragen wir, wo sie ihre Deutschkenntnisse erworben haben. Die Sowjetdeutsche Nadeshda: „Ich habe Deutsch zu Hause in der Familie gelernt, allerdings einen Dialekt, den meine Kommilitonin Angline nicht versteht. Sie kann nur Schwäbisch, ich nur Plattdeutsch." Auch die anderen deutschen Studenten sprachen meist mundartlich im Familienkreis. Die Russin Natascha und die Kasachin Irina lernten die deutsche Sprache in der Schule, der Uigure Polat am Fremdspracheninstitut in Alma-Ata – so gut, daß er vorübergehend vom Deutschunterricht befreit ist. Frieda Thäßmann, Dozentin für deutsche Sprache, freut sich, daß diese Abteilung (übrigens zeitgleich mit einer uigurischen und einer koreanischen) gegründet wurde. „Wir haben in der Woche acht Deutsch-Stunden zu bestreiten. Vier Stunden sind obligatorisch, vier Selbststudium oder Einzelunterricht. Allerdings mangelt es an gut ausgebildeten Lehrern – auch ich halte mich nicht dafür – und an Lehrbüchern." Die praktische journalistische Ausbildung erfolgt in kleinen Gruppen in der Redaktion „Freundschaft", vorrangig durch den Wirtschaftsredakteur Alexander Frank (Foto). Er hält auch Vorlesungen als Gastdozent. Zum Abschluß betont Frieda Thäßmann, daß ein weiteres Vorankommen ohne Unterstützung von außen kaum denkbar ist. „Wir brauchen beispielsweise umgehend geeignete Lehrmaterialien. Allein aus eigener Kraft fällt es uns schwer, jahrzehntelang Versäumtes nachzuholen."

Giesela Reller

PROLETARIER ALLER LÄNDER, VEREINIGT EUCH!

Rote Fahne

ORGAN DES SLAWGORODER STADTKOMITEES DER KPdSU
DES SLAWGORODER STADT- UND RAYONSOWJETS DER VOLKSDEPUTIERTEN

Gegründet am 15. Juni 1957
Nr. 44 (3319)
1. Juni
Mittwoch
1988
Preis 3 Kopeken

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Neues Leben

Gegründet am 16. Mai 1936

ZENTRALZEITUNG
DER SOWJETDEUTSCHEN BEVÖLKERUNG
HERAUSGEGEBEN VON DER „PRAWDA"

Nr. 46 (5329) 9. November 1988

• Trotz allem überlebt S. 6-7

• Herbert HENKE: Gedichte aus einem alten Notizblock S. 9

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Freundschaft

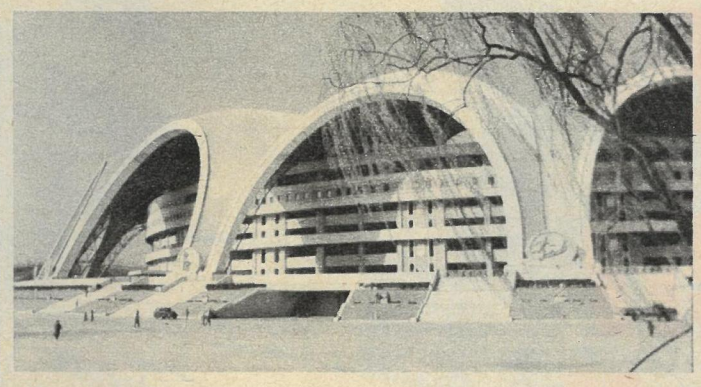
Zeitung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Kasachstans

Erscheint seit 1. Januar 1966 ✦ Donnerstag, 10. November 1988 ✦ Nr. 215 (5 843) ✦ Preis 3 Kopeken

Die Republik des Janoušek

Der Akt wird nur in den dickleibigen Geschichtsbüchern vermerkt, in den dünneren findet sich darüber kaum eine Notiz. Der erste Versuch, auf tschechoslowakischem Territorium eine Diktatur des Proletariats aufzurichten, währte nur ganze drei Wochen, und er endete so unspektakulär, wie er am 16. Juni 1919 begann. Und doch: Wir sollten uns seiner erinnern, denn wo stünde die Menschheit heute, wenn es nicht wieder und wieder Versuche gegeben hätte, das Rad der Geschichte mit Vehemenz vorwärts zu bewegen. Am Ende des ersten Weltkriegs zerbrach die Habsburger Vielvölkermonarchie, am 28. Oktober 1918 entstand – nach rund drei Jahrhunderten nationaler Bevormundung – ein tschechoslowakischer Staat, die ČSR. Das einstige Österreich-Ungarn war nun zwar durch Grenzen geschieden, jedoch existierten diese noch etliche Zeit nur auf der politischen Landkarte. Die Entstehung einer Räterepublik in Ungarn im März 1919 erfuhr darum in den umliegenden Regionen außerordentliche Aufmerksamkeit; die Absicht der einstigen Ententemächte, sie militärisch – auch mit Hilfe tschechoslowakischer Truppen – niederzuwerfen, mißlang. Mehr noch: Als die Rote Armee Ungarns im Juni 1919 im siegreichen Gegenangriff große Teile der östlichen und südlichen Slowakei besetzte, proklamierten unter dem Schutz der Ungarn Proleten in Prešov die Slowakische Räterepublik; Vorsitzender des Rates wurde Antonin Janoušek. Zügig ging man zur Sache. Als erstes wurden die Banken nationalisiert, ebenso alle Betriebe mit mehr als zwanzig Beschäftigten. Der Großgrundbesitz fiel dem Volke zu, man erhöhte die Löhne, verkündete die Gleichberechtigung der Frau, befreite die Kleinbauern von den Abgaben und gründete eine Volksarmee. Doch wie schon in Ungarn verteilte auch hier der Rat den Grund und Boden nicht an die hoffenden Bauern – und verspielte damit die Chance, zuverlässige Verbündete zu gewinnen. Auch blieb die antikommunistische Propaganda in der übrigen ČSR nicht folgenlos. Als Anfang Juli die ungarische Rote Armee, gezwungen durch ein Ultimatum der Entente, die Slowakei verließ, war das Schicksal der Räterepublik besiegelt.

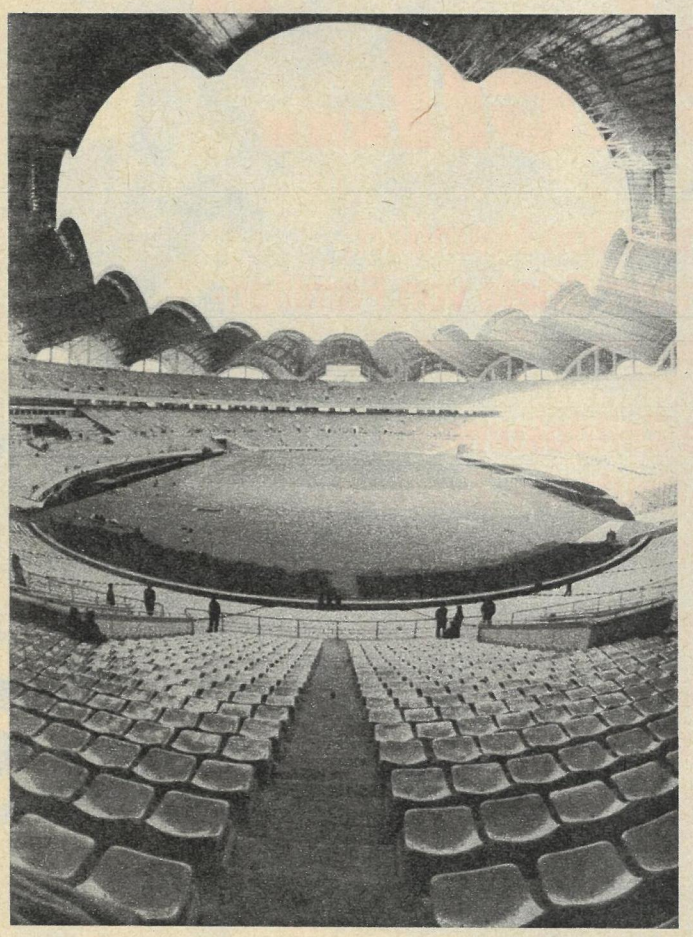
Frank Schumann



Ein Stadion fürs Festival

Am ersten Juli-Tag wird es soweit sein. Um 21.00 Uhr erklingt die Eröffnungsfanfare der XIII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten im Rungnado-Stadion, das 150 000 Menschen faßt (Fotos oben und rechts). Stunden vorher, wenn die Hitze des Tages etwas abklingt, beginnt der Anmarsch von Vertretern aller Kontinente aus dem fünf Kilometer entfernten Stadtzentrum zum Stadionkoloß auf der Rungna-Insel im mächtigen Tädong-Fluß. Achtzehn Millionen Quadratmeter Baufläche wurden in den letzten zwei Jahren in achtzehn Millionen Quadratmeter Festivalfläche verwandelt: von der Kwangbok-Straße (Foto ganz oben) mit ihren prächtigen Hochhäusern, Restaurants und Grünflächen bis zum Rungnado-Stadion, in dem die Eröffnungs- und Abschlußfeier des Festivals stattfinden. Zwei Pontonbrücken wurden von Soldaten über den hier 300 Meter breiten Tädong-Fluß geschlagen, damit Tausende Jugendliche, die vom Stadtzentrum her kommen, ohne Gedränge „übersetzen" können. Mehr als 130 nationale Festivalkomitees rüsten derzeit ihre Delegierten. Im April dieses Jahres, als ich letztmals in Phjòngjang weilte, waren Soldaten der koreanischen Volksarmee damit beschäftigt, Theater und Sportstätten, Wohnkomplexe und Verpflegungsstellen fertigzustellen. 25 000 Wohnungen wurden in der Kwangbok-Straße an Familien übergeben, 5000 Wohnungen für Festivalgäste waren bezugsbereit. Unter dem mächtigen Dach des Rungnado-Stadions wurde der Rasen „gelegt". An der überdimensionalen Bildfläche flimmerte probeweise die Schrift: Phjòngjang grüßt die Jugend der Welt.

Heinz Frotscher



● Gut gesagt

Die Menschen unseres Planeten müssen miteinander wie Brüder leben, aber jedes Volk muß seine Kultur pflegen – sonst wäre die Welt genauso eintönig wie eine Wiese voller Blumen, die alle nur einer Farbe sind.

A. Aschimow, Sekretär des Schriftstellerverbandes der Kasachischen SSR

● Am Rande

Ein sprechender Kater verblüfft die Besucher der Bakuer Familie Babajew. Auf bestimmte Fragen reagiert er mit wohlklingenden Worten. Wissenschaftler vermuten, daß die mädchenhafte Stimme des Tieres auf einen Kehlkopfdefekt zurückzuführen sei. – Immerhin, ein delikater Kater!

● Persönliches

Einen Flugdrachen, der mit einem einfachen Bootsmotor ausgerüstet ist, baute der sowjetische Amateur-Konstrukteur VIKTOR SCHUWAJEW. Der Apparat entwickelt eine Geschwindigkeit bis zu hundert Stundenkilometern und erreicht eine Höhe von 4000 Metern.

Der 28jährige OLEG RYSHENKO ist der Leiter der Organisation „Operativer Rettungsdienst", die Anfang April in Charkow gegründet wurde. Sie hat 30 Mitglieder, die im Katastrophenfall in der Lage sind, innerhalb einer halben Stunde zu jedem Punkt der Sowjetunion zu starten.

Zum neuen Vorsitzenden der geistigen Verwaltung der Moslems von Mittelasien und Kasachstan wurde MUHAMMADSADYK MAMAJUSSUPOW gewählt. Der Mufti ist 37 Jahre alt und seit 1987 Rektor der Taschkenter islamischen Hochschule.

Redaktion: Andreas Böttcher; Fotos: V. Hohifeld, ADN-ZB (2), Orbis, Archiv, W. Suckert, J. Weidmann, H. Frotscher (4); Vignette: D. Schüler

BRIEFE
AUS ZWEI WELTKRIEGEN:

„Ich muß nun wieder auf Posten ziehen..."

- Der Schatz von Naundorf: eintausendfünfhundert Briefe von Familienangehörigen mehrerer Generationen
- Intime Zeitdokumente mit Blick auf deutsche Zustände zwischen 1914 und 1945
- Schlaglichter auf die Zeit, als vor 75 Jahren der erste und vor 50 Jahren der zweite Weltkrieg ausbrach

Auch wenn es die Post vermutlich mit Hilfe der Statistik bestreitet: Wir schreiben heute kaum noch Briefe. Unsere Botschaften tragen meist amtlichen Charakter oder sind reduziert auf eine wesentliche Nachricht – Telefon und Kartengruß befriedigen die Notwendigkeit der Kommunikation zwischen den Familiengliedern leichter. Keine Zeit, keine Zeit. Wirklich? In verflossenen Jahrzehnten hingegen waren Briefe so etwas wie eine Zeitung, eine Art Jedermanns-Literatur, die für die Beteiligten wichtige Kunde beförderten – und den Hinterbliebenen Chronik sind. Auch für Außenstehende. Auch in privaten Mitteilungen spiegelten sich gesellschaftliche Realitäten wider. Als originäre Geschichtsquellen gewinnen diese Dokumente zunehmend an Bedeutung, weil sie interessante Auskünfte geben auf Fragen wie diese: Was war wirklich? Wie wirkten bekannte Ereignisse und Prozesse auf den einzelnen

Menschen? Wodurch wurde sein Alltag bestimmt? Wie fühlte und wie dachte man in dieser oder jener Zeit?

Mit dem, was aus der Post „kleiner Leute" herausgelesen wird, können wir die Räume zwischen den Zeilen in unseren Geschichtsbüchern und die hellen Flecken in unserem Bild von der Vergangenheit füllen. In dieser Hinsicht werden es spätere Generationen mit uns wohl schwer haben, denn, wie gesagt, wer schreibt heutzutage noch lange Briefe.

Im Frühjahr vor drei Jahren fand ich in einem verlassenen Bauernhaus im Cottbuser Bezirk schriftliche Zeugnisse einer Familie, deren letztes Mitglied 1984 verstorben war. (Inzwischen erhebt sich am gleichen Platz in Naundorf ein neues Einfamilienhaus.) Den Hinweis hatte ich von einem im Nachbarort lebenden Freund erhalten. Am Sonntag vor dem Abriß suchten wir gemeinsam unter Lumpen, wurmstichigem, zerfallenem Mobiliar, zwischen Scherben und Eingewecktem, auf dem staubigen Dachboden und in der angrenzenden Futterküche nach Papieren.

Wir klaubten Fotos, Briefe und Karten aus dem Müll, alte Zeitungen, Taufscheine und Arbeitsbücher, Milchrechnungen und Zahlungsaufforderungen, Reichskleiderkarten und Dankbezeugungen des faschistischen Winterhilfswerks, ein „Ehrenkreuz für Eltern" aus dem Jahre 1935 und die dazugehörende Verleihungsurkunde. Die Sichtung daheim bestätigte den Verdacht eines wahrscheinlich einzigartigen Fundes: Er bestand aus etwa anderthalbtausend Feldpostbriefen von der Front und Schreiben aus der Heimat, die von einer Familie während des ersten und zweiten Weltkrieges angefertigt worden waren.

Verfasser der meisten Dokumente: ERICH DONATH, Maurer, eingezogen im November 1914 nach Naumburg, gefallen an der Ostfront im

März 1915 im Alter von 21 Jahren; **Karl Falkenhain**, sein Stiefvater, geboren 1872, gestorben 1927 an Tbc, kaiserlicher Soldat an der West- wie an der Ostfront von Anfang bis Ende des Krieges; **Minna Falkenhain**, geborene Donath, Mutter von Erich und Minna, gestorben während des zweiten Weltkrieges; Tochter **Minna Falkenhain**; verheiratete Gasse, Mutter der 1933 geborenen Margot, die 1984 kinderlos starb; **Otto Gasse**, der Ehemann, Jahrgang 1901, Soldat der faschistischen Wehrmacht seit Januar 1941, gestorben im Kriegsgefangenenlager Koblenz im September 1945.

Die Autoren, das geht aus ihren schriftlichen Hinterlassenschaften hervor, waren durchschnittliche Deutsche. Der Hof und der Acker, die Aussaat und die Ernte, das Wetter und die eigene Gesundheit bildeten die Fixpunkte ihres Daseins. Berlin lag für sie „hinten in der Türkei", was dort geschah und beschlossen wurde, nahm man nur zur Kenntnis, wenn es unmittelbare Auswirkungen aufs eigene Leben hatte. Mehr nicht. Gewiß, gelegentlich kolportierte man Phrasen und Gemeinplätze der Propaganda – aber reaktionär war man nicht, wie man eben auch nicht fortschrittliche Ideen kannte. Man lebte eben. Das war's.

Nein, die Männer zogen nicht so begeistert in den Krieg, wie wir es aus Wochenschauen und anderen Quellen kennen. Schließlich bedeutete dies die Trennung von Familie und Arbeit. Aber man murrte nicht. Zunächst. Das Obrigkeitsdenken, die Hörigkeit gegenüber der „öffentlichen Meinung" waren in den genetischen Code eingegangen, ihr geistiger Horizont war fest umrissen. Und er scheint ein Vierteljahrhundert nach Ende des ersten Weltkrieges noch um etliches enger als vordem gewesen zu sein. Das erklärt einiges. Die von den Faschisten bewußt verhinderte innergesellschaftliche Kommunikation zeitigte verhängnisvolle – doch beabsichtigte – Konsequenzen. Zuweilen weist das Weltbild der Briefeschreiber fast mittelalterliche Dimensionen auf. Doch je länger der Völkermord währte – sowohl der von 1914/18 als auch der von 1939/45 –,

Wehrman Karl Falkenhain an die Ehefrau
Östlicher Kriegsschauplatz, den 14. 1. 1915

Liebe Frau und Kinder!
Ich will Euch mitteilen, daß wir am 12. abends 8 Uhr in Rußland eingerückt sind und haben die erste Nacht in einem Rathaus auf Stroh geschlafen. Am 13. sind wir weitermarschiert. Nach 15 Kilometer wurden wir aufgeteilt. Gestern um 6 Uhr sind wir angekommen. Liegen 600 bis 700 Meter vor dem Feind, aber gesehen haben wir ihn noch nicht.

Besten Gruß und Kuß, Dein lieber Mann und guter Vater

Jäger Erich Donath an die Mutter
Schützengraben, den 16. 2. 1915

Liebe Mutter und Schwester!
Ihr werdet Euch vielleicht wundern, warum ich noch nicht geschrieben habe. Als ich mich am 11. hinsetzen wollte, hieß es auf einmal, zwei Kompanien sofort fertigmachen, in den Schützengraben einrücken. Dort sind wir heute noch. Morgen vielleicht werden wir abgelöst, worauf wir sehr warten, denn in der ganzen Nacht kann man nur vier Stunden schlafen, am Tage überhaupt nicht. Hier holt man sich richtig was weg. Wir haben jetzt Tauwetter. Im Schützengraben haben wir trotz der Stiefel immer nasse Füße, es regnet jeden Tag. Wenn man sich nachts zweimal zwei Stunden zum Schlafen niederlegt oder auf Wache liegt – immer liegt man im Wasser. Nirgends kann man sich trocknen, oben läuft das Wasser in die Stiefel rein. Wir wünschen uns nichts weiter als Frieden, damit alles wieder seine Ordnung kriegt. Es ist nicht mehr schön in diesem Dreck.
Du schreibst, Du hast zwei Pakete abgeschickt, über die ich mich sehr freuen würde. Wenn ich sie doch erst hätte! Hier vorn im Graben kriegen wir keine Post, die liegt hinten im Quartier. Schicke mir bitte alles, was ich bestellt habe, denn hier kriegt man auf alles Appetit. Schmalz und Wurst haben sehr gut geschmeckt. Aber es ist bald alle. Wir kriegen hier auch sehr wenig Brot, weil nichts nach vorn kommt. Der Weg ist zu schlecht. Gestern hatten wir den ganzen Tag kein Brot, heute bekamen wir 9 Mann ein Brot. Da bekommt jeder nur eine kleine Stulle, und die ist schon längst alle, auch wenn jetzt erst Mittag ist. Wir haben uns schon in den alten Schützengräben Brot gesucht, was von den Verwundeten und Gefallenen liegengeblieben ist. Das war vom Regen schon ganz aufgeweicht. Ein Kamerad von Naumburg ist durch einen Wadenschuß verwundet worden. Und der Fricke aus Jessen, der mit Seidels Frieda verwandt ist, wurde durch ein Schrappnell am rechten Oberarmmuskel verwundet. Ein paar von den Naumburgern sind schon tot.
Ich muß nun wieder auf Posten ziehen. Grüßt alle von mir, grüße auch Anna Bachmann, ihren Brief habe ich auch erhalten, habe aber keine Zeit zum Schreiben.

Es grüßt Euch Euer Sohn und Bruder Erich. Auf Wiedersehen.

Schütze Karl Falkenhain an die Ehefrau,
geschrieben den 24. 6. 1916

Meine vielgeliebte Frau und herzensgute Mutter und liebe Kinder!
Ich will Dir mal einen Brief aus Rußland schreiben, wie es hier aussieht. Es ist furchtbar naß, weil es alle Tage regnet. Hier ist ein Modder, kaum zum Durchkommen. Wo wir sind, ist der Roggen nicht viel wert. Der Hafer ist noch sehr klein. Viel Wald haben sie hier, der ist sehr schön. Wir machen viel Holz. Die Häuser sind mit Stroh gedeckt, gerade so wie dort, wo ich im vorigen Jahr war.
Du wirst Dir sicher Gedanken machen, weil ich jetzt bei der Maschinengewehrabteilung bin. Das mußt Du nicht. Die Einheit, der ich zugeteilt wurde, liegt schon seit drei Monaten hier in der Reservestellung. Die war schon lange nicht im Graben und liegt immer hinten. Wir sind hier 500 Mann aus Magdeburg. Drei waren schon für die Maschinengewehrabteilung ausgewählt, und drei wurden noch gesucht. Da ist der Leutnant unsere Front abgeschritten und hat noch drei rausgenommen, und da war ich mit dabei. Das kann ganz gut sein, denn die anderen mußten vor in den ersten Graben, dicht vor den Russen also. Hier liege ich hinten. Und daß ich keine Bekannten hier habe, ist nicht schlimm, die Hauptsache ist, daß ich ein gutes Los gezogen habe. Und daß der alte böse Krieg bald vorbei ist und ich bald zu Euch zurückkehren kann.

Besten Gruß und tausend Küsse
Dein im Herzen treu bleibender Mann und Euer guter Vater

Minna Falkenhain an den Ehemann
Naundorf, den 31. 7. 1916

Mein liebes Herz und lieber Mann und guter Vater!
Wie mir gestern, am Sonntagabend, zumute war, werde ich Dir besser nicht schreiben, da hing mein Herz nur noch an einem Faden. Ich habe mich wieder so satt geweint, ich war so verzagt. Am Mittwoch hat doch der schwarze Böttcher sechs Russen zu sich ins Haus gekriegt, lauter junge starke Menschen. Und ehe sie sich schlafen legten, fingen sie an zu singen. Ein Gesang, der durch Mark und Bein ging. Da mußte ich so an Dich denken und an mein liebes Kind Erich. Ach, mein liebes Kind, ach, mein lieber Karl, wenn die das noch oft machen, muß ich hier fortgehn, das reißt mir sonst das Herz aus der Brust, das kann ich nicht wieder hören. Nun habe ich mich wieder so satt geweint, daß ich fertig bin. Keinem Menschen kann ich mein Herz ausschütten.
Wenn ich den Brief fertig habe, werde ich mal zu Vehsens gehen und fragen, ob sie mein Korn fahren. Es ist nun trocken. Alle fahren schon ein.

Sei vielmals gegrüßt und geküßt von Deiner herztreuen Frau und Kinder. Minna ist zum Schlachtefest

Minna Falkenhain an den Ehemann
Naundorf, den 2. 4. 1917

Mein herzinniggeliebter Mann und liebevoller Vater!
Ich sehe aus Deinem letzten Brief, daß Du wieder woanders hingekommen bist. Wenn es alles so ist, wie Du geschrieben hast, mag es ja angehn. Ich habe schon öfter gehört, daß die, die beim Stab sind, nichts auszustehen haben. Ob das wahr ist, weiß ich nicht, ich muß es in meiner Dummheit glauben.
Auch schreibst Du, daß Dich immer so hungert. Das glaube ich Dir ja, und es tut mir auch sehr weh, aber wie soll ich es machen, daß ich Dir etwas schicke? Wenn es bei Euch Brot zu kaufen gibt, dann kaufe es Dir, auch wenn es teuer ist. Hier bei uns wird es bald auch so kommen wie in Rußland, daß die Revolution ausbricht. Daß es in Rußland so gekommen ist, weißt Du doch auch schon?

Wir wünschen Dir recht gesunde Osterfeiertage, daß Du sie nicht in Angst und Gefahr verleben brauchst und daß es nicht so wird wie vor zwei Jahren. Viele herzliche Grüße und Küsse von Deiner treu liebenden Frau und Kinder

Schütze Karl Falkenhain an die Ehefrau,
geschrieben den 5. 5. 1917

Meine vielgeliebte Frau, herzensliebe Mutter und liebe Kinder!
Du schreibst mir von Deinem schlimmen Finger, daß Du soviel Schmerzen hast und kaum schreiben kannst. Mir kommt es aber so vor, als wenn Du am 26. April gar nicht selbst geschrieben hast, denn die Schrift sieht aus, als ob Hedwig den Brief geschrieben hätte. Die Zeilen sind mir zu gerade und die Schrift kommt mir komisch vor. Aber, mein liebes

Herz, das kannst du mir doch ruhig schreiben, ob Du es selber bist oder ob es schlecht um Deinen Arm bestellt ist. Du kannst mir ruhig die Wahrheit mitteilen, ich mache es ja auch, auch wenn Du mir nicht glaubst.
Ich will Dir noch mitteilen, daß vier Mann von unserer Kompanie übergelaufen sind zu den Russen. Die sind schon öfter drüben gewesen und haben sich bei den Russen Brot geholt und sind immer wieder zurückgekommen. Und auf einmal waren sie weg. Keiner weiß, wie das zugegangen ist, ob bei den Russen andere in der Stellung waren und diese sie nicht mehr zurückgelassen haben, oder ob es ihr Wille gewesen ist, drüben zu bleiben. Die Kompanie ist aus dem Graben abgelöst worden, damit keiner mehr überlaufen kann.

Besten Gruß und tausend Küsse Dein im Herzen treu bleibender Mann, Euer lieber Vater. Lebt wohl.

Minna Falkenhain an den Ehemann
Naundorf, den 4. 12. 1917

Mein herzenslieber Mann und lieber Vater!
Deinen letzten Brief vom 27. November hast Du sehr böse geschrieben. Natürlich habe ich das von Rheinsdorf nicht verschweigen wollen, was Du mir jetzt vorwirfst. Ich habe keinen Menschen da, das kümmert mich nicht und geht mich nichts an. Warum also soll ich Dir das schreiben? Ich kann keine Fremden bedauern, wenn meine Lieben in Gefahr stehen…
Auch habe ich gestern gehört, daß in Rußland Waffenstillstand sein soll. Ist das nicht wieder eine Blende für das Volk, damit wir frischen Mut gewinnen? Ich glaube an gar nichts mehr.
In Torgau, wo die Kriegsgefangenen sind, sollen heute die französischen und englischen Offiziere die Russen fast erschlagen haben, weil sie Frieden machen wollen. Da hat man dazwischen gehen und sie wegschaffen müssen. England und Frankreich machen keinen Frieden, die hören nicht auf, die haben noch Kriegsmut.

Sonst gesund. Viele Grüße und tausend Küsse von Deiner lieben Frau und Kinder

Minna Falkenhain an den Ehemann
Naundorf, den 29. 1. 1918

Mein vielgeliebter Mann und herzenslieber Vater!
Gestern war ich wieder auf Holzauktion und habe 5 Meter Rollholz gekauft. Es war sehr teuer alles, wieder zwischen 50 und 100 Mark der Meter. Es gibt einfach nichts Billiges mehr.
Ich habe welches zu 77 Mark genommen, was sollte ich machen. Wir kriegen keine Kohlen mehr, also brauch ich Holz. Es wird alles knapp in unserem Land. Wenn der alte böse Krieg nicht bald aufhört, wird es noch ganz schlecht werden.
Es hat hier in der Zeitung gestanden, daß Du das Eiserne Kreuz erhalten hast, und aus Berlin kriegten wir von einer Klara Willson einen Glasaschenbecher geschickt. Der hat eine Inschrift mit Deinem Namen und dem Eisernen Kreuz. Ich habe den Briefträger gefragt, ob das alle kriegen, ja, sagt der, alle, die im Blatt stehen, kriegen so ein Ding geschickt.
Es ist wieder ein halbes Jahr her, daß Du zu Hause auf Urlaub warst. Sonst sind wir alle gesund und hoffen dasselbe von Dir.

Viele herzliche Grüße und tausend Küsse von Deiner dich treuliebenden Frau und Kinder

Soldat Otto Gasse an die Ehefrau
Münster, 12. 1. 1941

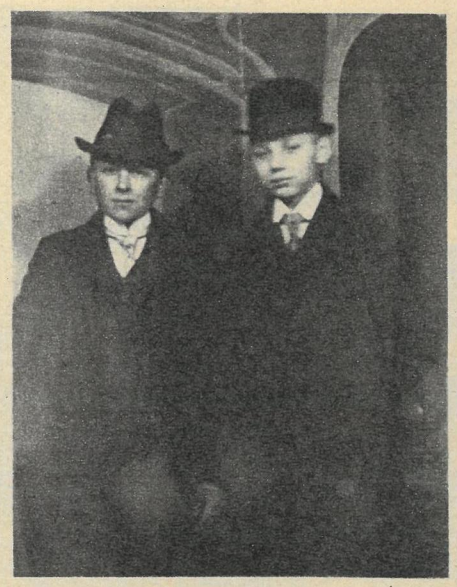
Liebe Oma, Frau und Tochter!
Heute, Sonntag, den 12. 1., haben wir unsere Sachen eingepackt, da wir eingekleidet sind. Wann die Pakete abgeschickt werden, wissen wir noch nicht. Zwischen die Taschentücher habe ich ein paar Zeilen ge-

Eine Woche vor dem Abriß des Hauses in Naundorf. Die Nachbarn sind behilflich bei der Bergung der Briefe aus der Zeit des ersten und zweiten Weltkrieges.

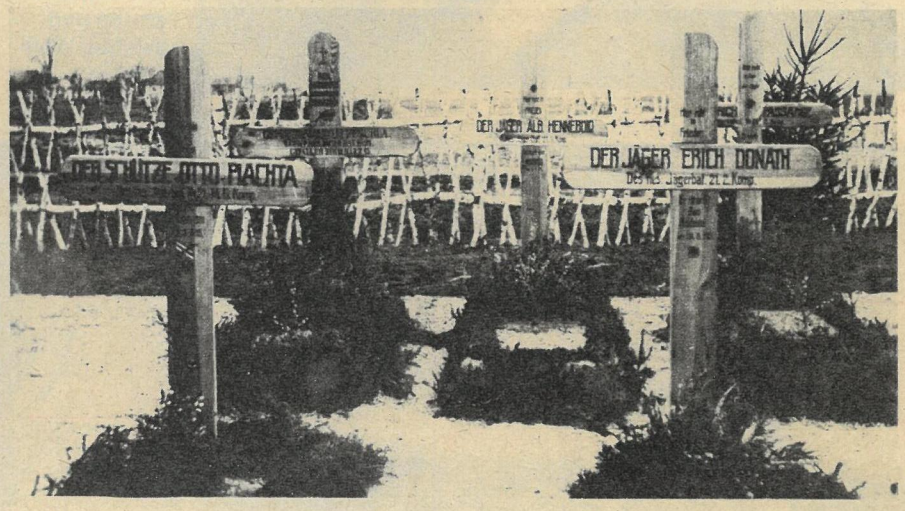
Postkarte aus dem Felde, geschrieben an der Heimatfront des ersten Weltkrieges – zur Aufrichtung des „tapferen Feldgrauen" Erich Donath durch die Mutter.

Minna Falkenhain mit Tochter Minna vor dem ersten Weltkrieg, im Hintergrund ihr 1986 abgebrochenes Wohnhaus.

Minna und Karl Falkenhain mit Tochter Minna, Anfang der zwanziger Jahre in Naundorf vor ihrem Anwesen.



Erich Donath (im Foto links) als Maurerlehrling in Berlin um 1910. Foto daneben: Jäger Erich Donath 1914 in Naumburg.



Soldatengräber in Bolimow mit dem Kreuz für Erich Donath, gefallen am 28. März 1915 an der deutsch-russischen Front.

Bei der Flakbatterie der faschistischen Wehrmacht im Ruhrgebiet 1942. Gefreiter Otto Gasse: 1. Reihe, 3. von links.

Minna Gasse, geborene Falkenhain, und ihr Ehemann Otto in den dreißiger Jahren, Landwirte in Naundorf.

Hochzeitsfoto der Eheleute Gasse vor dem Eingang ihres Hauses in Naundorf, 18. November 1928.

legt. Die mitgenommene Wurst und Butter ist noch nicht alle. Heute habe ich das erste Kommißbrot gegessen. Unserem Korporalschaftsführer habe ich ein Stück Butter und eine Wurst abgegeben. Der hat sich sehr bedankt. Heute nachmittag mußte ich auf sein Zimmer kommen, er hatte folgenden Wunsch: Seine Frau würde sich freuen, wenn sie mal ein Paket vom Lande bekommt, und zwar mit ein paar Würsten und einem Stück Butter. Ihr sollt das Paket an seine Frau schicken und mir schreiben, was es kostet. Der Korporalschaftsführer will nämlich seiner Frau ein Geschenk machen …
Nun seht zu, was sich machen läßt. Ich brauche nichts, höchstens ein paar Eier. Und der Batteriechef hätte gern eine Gans. Mir geht es sehr gut. Wir haben nachmittag gesungen beim Putzen. Schreibt bitte, wie es zu Hause geht.

Auf gesundes Wiedersehn. Es grüßt Otto.
Margot soll einmal eine Karte schreiben, damit ich sehe, daß sie gesund ist.

Vater Gasse an den Sohn Otto

Grabo, 25. 10. 1941

Lieber Otto!
Deinen Brief erhalten nach Deinem Urlaub. Ich hätte es gern gesehen, wenn Du nach Grabo gekommen wärst mit Margot, aber ich denke mir, daß es für Dich viel Arbeit zu Hause gegeben hat. Wir haben die Kartoffeln raus und die Saat eingebracht. Die Kartoffelernte war nicht gut dieses Jahr. Gustav war auch gerade auf Urlaub, als Du hier warst. Der hatte 14 Tage. Er ist von Leipzig nach Berlin-Niederschöneweide gekommen. Gustav war gerade da, als der alte Wilhelm Schulze am 16. 10. 41 beerdigt wurde. So ist nun der Hof elternlos. Reinhold ist bei den Soldaten, und Wilhelm hat das väterliche Haus verlassen am 1. 11. 41, wohin, ist noch nicht raus. Lieber Otto, so geht es nun den Bauernjungen, die Geld haben und keine Heimat.
Ich möchte Dir einen Vorschlag machen. Behalte den Brief, bis ich die Augen zumache, es kann mal plötzlich kommen. Ich werde Dir tausend Mark von meinem Sparkassenbuch zukommen lassen. Wenn die Erna ihre 500 Mark zur Löschung bringt, bekomme ich von Gustav noch tausend Mark. Die sollen sich Erna und Gustav teilen nach meinem Tod, und Du sollst von meinem Buch gleich tausend Mark haben. Der Rest ist für meine Beerdigung, das Übrige sollen die Jungens von Werner Herfurd erben, jedoch erst dann, wenn sie das 30. Lebensjahr hinter sich haben, denn wenn die beiden das gleich bekommen, wissen sie es nicht zu schätzen, weil sie nicht wissen, wie schwer Geld zu verdienen ist. Ich habe sie großgezogen und heute die Absicht, für die beiden zu sorgen, denn von Schöneichs können sie nichts bekommen. Der alte Jahn sorgt auch nicht für seine Kinder, die müssen ja die alten Schulden bezahlen, die dieser gemacht hat mit großem Mund und nichts dahinter. Der alte Jahn hat heute noch 5000 Mark Schulden, so daß seine Kinder nicht die Wirtschaft übernehmen können. Zu Gerhards Einsegnung war er hier. Er hat Gerhard 20 Mark versprochen, die hat er heute noch nicht. Für die forschen Weiber und sein Vergnügen hat er Geld, aber für seine Kindeskinder hat er nichts übrig.
Lieber Otto, wenn Du schreibst, so teile mir mit, wie Du darüber denkst. Erna braucht von meinem Schreiben nichts zu wissen, adressiere an mich. Erna möchte alleine alles behalten. Ich hatte nur einmal bei Martha in Jessen angedeutet, daß Du von mir alles mal erben solltest, da war alles finster. Martha sagte, das gibt es nicht, das läßt sie nicht zu. Ich habe darauf geantwortet, ich verfüge über mein und sie über ihr Vermögen, ob sie nicht genug von der schuldenfreien Wirtschaft hat und von den 500 Mark, die Gustav bekommt? Über die anderen will ich nicht schreiben. Ich lasse mich nicht bevormunden.
Hoffentlich ist der Krieg bald zu Ende, daß wir uns

einmal förmlich aussprechen können… Nun bitte ich Dich um Deine Meinung, auch hoffe ich, daß Dich dieser Brief gesund erreicht. Hoffentlich ist bald Schluß mit Rußland, und im Frühjahr bekommt der Engländer seine Rechnung bezahlt. Eher ist er nicht zufrieden und wird keine Ruhe in Deutschland. Die Hauptsache ist, daß Ihr alle gesund nach Hause kommt. In Grabo sind bis jetzt 2 gefallen – Herbert Springer und Siegfried Möbius. Hoffentlich sind es die letzten. Bitte bald Antwort.

Es grüßt vielmals Dein Vater

Anmerkung von Otto Gasse: Liebe Frau, lese den Brief durch und schreibe, was ich antworten soll.

Schwester Ella Röder an Otto Gasse
Wittenberg, den 9. 5. 1943

Lieber Bruder Otto!
Ich denke oft an Dich, besonders wenn es in den Nachrichten heißt, die Grenzen sind wieder bombardiert worden. Ach, wenn es doch nur erst ein Ende hätte. Unser Großer ist nun auch schon seit dem 5. 3. im Osten (Leningrad), und der zweite ist in Südfrankreich. Auch Richard hat jetzt viel Dienst, jeden 7. Tag hat er Brandwache in seinem Büro bei der Wasag, jeden Dienstag und Freitag N. S. V.-Dienst 2–3 Stunden. Wenn Sammeltag ist, muß er die Abzeichen und Büchsen ausgeben, am nächsten Tag das Geld entgegennehmen und zählen, einrollen und abliefern und außerdem noch Polizeistreife machen. Ja, lieber Otto, das ist alles Ehrenpflicht, ich sage aber immer, es ist besser, als im Schützengraben zu liegen. Es ist eben Krieg, und man muß alles mitmachen. Ich bin frei von der Fabrik, muß aber in der Landwirtschaft helfen. Bin ganz zufrieden damit. Das Vieh besorgen und den Garten, da hat man seine Beschäftigung.

Nun alles Gute und ein baldiges und gesundes Wiedersehen, verbunden mit den besten Grüßen Deine liebe Schwester Ella nebst Richard und Wolfgang

Obergefreiter Otto Gasse an die Ehefrau
D., den 29. 8. 1943

Meine Lieben!
Es ist heute wieder mal Sonntag, aber immer in Bewegung und kaum Zeit, ein paar Zeilen zu schreiben. Vorigen Sonntag war ein schwerer Angriff. Wir hatten Glück. Bei einem Bauern brannte die Scheune ab. Eine Bombe zerschlug die Hochspannungsleitung, die über eine Koppel ging. Durch die herabhängenden Drähte wurden drei Kinder getötet. Zwei Ukrainer, die helfen wollten, blieben dort hängen und verbrannten. Dann ging der Bauer hin, weil seine Leute nicht wiederkamen. Er faßte an den Draht, bekam ebenfalls einen tödlichen Schlag. Seine Hände waren ganz schwarz verbrannt. Dann erst wurde abgesperrt und der Strom abgeschaltet. Wenn bloß dieser Luftkrieg aufhören wollte!
Am 27. 8. war Batteriefest. Unsere Batterie feierte ihr vierjähriges Bestehen. Es sind nur noch einige von den Alten dabei. Es gab Auszeichnungen und Beförderungen. Ich bekam auch das Kampfflakabzeichen (lege die Urkunde bei).

Nun seid vielmals recht herzlich gegrüßt und geküßt von Eurem Euch vielliebenden Mann, Vater und Sohn. Auf recht baldiges gesundes Wiedersehen. Viele Grüße an Muttern.

Schwägerin Ella Röder an Minna Gasse
Wittenberg, den 15. 2. 1945

Liebe Naundorfer!
Habe recht schönen Dank, liebe Minna, für Deine lieben Zeilen. Wie ich lese, steht es bei Euch gesundheitlich nicht gerade zum Besten. Kann es verstehen, der Krieg trägt viel mit bei, er dauert zu lange, die Nerven sind bei vielen Leuten kaputt, das kann ja der stärkste Mann kaum sechs Jahre vertragen. Wir, Richard und ich, fühlten uns bisher immer noch kräftig, aber jetzt kommt auch schon das Zittern und Zagen. Man sagt sich immer, wie soll das noch enden, der Feind rückt immer näher heran? Wird nicht lange dauern, ist er in Dresden, und dann sind auch wir in Feindhand. Viele flüchten schon von hier. Ich bleibe, denn wo soll ich hin? Der Feind ist ja im ganzen Land. Ist er uns nicht von unten auf den Fersen, so dann von oben. Dann hat man auch die Nase voll, wenn man die Flüchtlingskarawanen sieht. Zu Haufen kommen sie, und in Wittenberg nimmt man sie nicht mehr auf. Nun geht's noch weiter über die Elbe, manche sind schon ein Vierteljahr unterwegs. Stellt Euch das vor: Ist so etwas nicht bitter? Nein, ich bleibe und übergebe mich meinem Schicksal. Soll es kommen, wie es kommt, und dann sind die Jungens, die schreiben auch, man muß sich in sein Schicksal fügen. Es sieht eben zur Zeit sehr böse aus im deutschen Reich. Hätte uns das jemand vor 3 Jahren gesagt, den hätte man glatt für verrückt erklärt.
Otto schweigt voll und ganz, nehme es ihm auch weiter nicht krumm. Die Hauptsache, die Angehörigen stehen in Verbindung. Die Flieger sind doch sehr schlimm. Das schreibt unser Herbert auch. Das dickste Ende vom Krieg kommt jetzt erst, und jeder einzelne hat daran zu kauen. Wir dachten immer, wenn Wolfgang Einsegnung hat, wird alles vorbei sein, nein – im Gegenteil. Am 18. März ist Einsegnung, liebe Minna, und am 1. April geht er in die Lehre als Tischler. Wer weiß, wie es bis dahin aussieht. Wegen der Gänse zur Einsegnung, liebe Minna, mach Dir keine Sorgen, denn das ist z. Zt. alles zwecklos. In dieser kritischen Zeit tut man gut, wenn man nur von der Hand bis zum Mund rechnet. Also nur abwarten, wie und was kommen wird.

Für die Zukunft alles Gute wünschend, verbunden mit den besten Grüßen an Euch drei verbleiben Richard, Ella und Wolfgang

Obergefreiter Otto Gasse an die Ehefrau
den 3. 3. 1945

Meine Lieben!
Einen schweren Tag haben wir hinter uns. Unsere Batterie ist zersprengt. Es gab viele Tote und Schwerverwundete. Ich selbst bin gesund herausgekommen. Meine Pferde konnte ich auch nicht mitnehmen. Bin auch glücklich über den Rhein gekommen. Wie es weiter kommt, weiß ich noch nicht. Schreibt bitte noch nicht. Neue Anschrift abwarten. Hoffen wir auf ein baldiges gesundes Wiedersehn. Uhlig ist auch herausgekommen.

Euer lieber Mann und Vater.

Rotes Kreuz Koblenz-Stadt an Minna Gasse
Koblenz, den 28. 5. 1946

Dem Roten Kreuz in Koblenz wurde die schwere Aufgabe zuteil, Ihnen die traurige Nachricht zu übermitteln, daß Ihr Angehöriger Otto Gasse, O. Gefr., geb. 10. 10. 01 in Grabo, am 2. September 1945 im Kriegsgefangenenlager Koblenz/Lützel/Rhein gestorben ist. Um 07.30 Uhr. An Nachlaß-Sachen sind 1 Geldbörse mit RM 21.00 und 2 Brieftaschen vorhanden. In der Brieftasche befindet sich ein Schein aus truppenärztlicher Behandlung, und zwar vom 29. 8. 44, 4. Flakdivision. Auf einem anderen Zettel erscheint die Nummer L 50193 Mü. Die Grabstätte befindet sich auf dem Städtischen Friedhof in Koblenz/Rhein, Grab-Nr. 236, Feld-Nr. 19 a. Über die Krankheit Ihres Angehörigen können wir Ihnen nichts Genaues sagen. Die Soldaten waren durch die letzten Kampftage und die Zeit im Lager körperlich sehr geschwächt.
Empfangen Sie hiermit unsere innigste Anteilnahme.

Hochachtungsvoll i. A. Vogt

Eine Auswahl dieser Briefe entnahmen wir aus dem Buch von Frank Schumann, Zieh dich warm an, das im Verlag Neues Leben Berlin erscheint.

desto stärker brachen natürliche, menschliche Regungen durch. Der von verbrecherischen Regimes angehäufte Ballast auf den Seelen von Millionen wurde gleichsam Stück um Stück weggesprengt – Friedenssehnsucht griff Raum. Zögerliche Lernprozesse, unbewußt und vielleicht nicht einmal selbst registriert, fanden statt. Tragisch jedoch: Minna Falkenhain, die ihren Sohn 1915 verlor, trat noch im Jahr des faschistischen Machtantritts in die Nationalsozialistische Kriegsopferversorgung (N. S. K. O. V.) ein und zahlte die Beiträge sogar im voraus bis 1946. Erschreckende Bestätigung der These, daß das kollektive Gedächtnis mitunter nicht sehr lange wirkt – wenn man es nicht ständig speist und aktiviert.
Der Krieg verzehrte die Menschen, egal, wo sie sich befanden, egal, ob sie Uniform trugen oder Zivil. Geradezu symbolisch ist das Ende des Obergefreiten Otto Gasse: Vier Jahre befand er sich im Hinterland, davon die längste Zeit als Pferdekutscher bei einer Flakbatterie am Rande des Ruhrgebiets. Geschossen hat er nie. Der „Kriegstod" holte ihn dennoch ein – im September '45.

„Die Russen" spielen in den Korrespondenzen auch eine gewisse Rolle. Es gibt Hinweise auf Soldatenverbrüderungen 1917 an der Ostfront, auf Kriegsgefangene im Ort oder anderswo, auf die Situation im Osten. Man registrierte die Vorgänge mit einem gewissen Fatalismus. Stalingrad zum Beispiel. „Am vorigen Sonntag hatte ich zwölf Stunden Ausgang", schreibt der Gefreite Otto Gasse am 14. Februar 1943 aus Düsseldorf an seine Ehefrau. „Da war großer Andrang vor dem Kino. Wegen dem Verlust der 6. Armee waren doch alle Veranstaltungen an den Tagen zuvor verboten gewesen. Das wurde von den Einwohnern von D. am Sonntag, dem 7. 2., alles nachgeholt." Vier Tage später fielen in München Hans und Sophie Scholl bei einer Flugblattaktion ihren Mördern in die Hände, und im Berliner Sportpalast verkündete Goebbels den totalen Krieg… Diese Fakten finden sich in den nachfolgenden Briefen nicht, wohl aber die Auswirkungen auf das Leben.

Frank Schumann

Gestaltung der Aufmachung S. 16/17: Gottfried Knoch. Fotos: privat

Von allen autonomen Territorien ist im Autonomen Bezirk der Ewenken der größte Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen.

Im Januar 1989 fand in der Sowjetunion die vierte Nachkriegs-Volkszählung statt; FW berichtete darüber in den Heften 21/88 und 2/89. Nun liegen die ersten vorläufigen Ergebnisse vor – bisher ausschließlich Daten zur Bevölkerungszahl der UdSSR insgesamt, der Unionsrepubliken, der autonomen Republiken, der autonomen Gebiete, der autonomen Bezirke, der territorialen Kreise und Gebiete und der Städte mit einer Bevölkerung ab 100 000 Menschen, jeweils aufgeschlüsselt nach Stadt und Landbevölkerung. Hier die wichtigsten Angaben im Überblick:

Nach Angaben der Volkszählung vom 12. Januar 1989 hat die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken 286 717 000 Einwohner.

Zum Vergleich:

1959 (15. Januar)	208,8 Mill. Einwohner
1970 (15. Januar)	241,7 Mill. Einwohner
1979 (17. Januar)	262,4 Mill. Einwohner

Seit der Volkszählung von 1979 ist die Bevölkerung um 24,3 Millionen Menschen gewachsen, das sind 9,3 %. Die Sowjetunion nimmt nach der Anzahl ihrer Bewohner den 3. Platz in der Welt ein.

● Bevölkerungsanzahl 1989, aufgeschlüsselt nach den 15 Unionsrepubliken

Unionsrepublik	Bevölkerung, Angaben in tausend		Im Vergleich zu 1979, in %
	1979	1989	
RSFSR	137 551	147 386	107
Ukrainische SSR	49 755	51 704	104
Belorussische SSR	9 560	10 200	107
Usbekische SSR	15 391	19 906	129
Kasachische SSR	14 684	16 538	113
Georgische SSR	5 015	5 449	109
Aserbaidshanische SSR	6 028	7 029	117
Litauische SSR	3 398	3 690	109
Moldauische SSR	3 947	4 341	110
Lettische SSR	2 521	2 681	106
Kirgisische SSR	3 529	4 291	122
Tadshikische SSR	3 801	5 112	134
Armenische SSR	3 031	3 283	108
Turkmenische SSR	2 759	3 534	128
Estnische SSR	1 466	1 573	107

Der größte Bevölkerungszuwachs in den Sozialistischen Sowjetrepubliken ist mit 22 bis 34 % in den mittelasiatischen Republiken zu verzeichnen, der niedrigste in der Ukrainischen SSR.

● Bevölkerungsanzahl 1989, aufgeschlüsselt nach Stadt- und Landbevölkerung

Jahr d. Volkszählung	Bevölkerung, Angabe in Mill.	davon		in %	
		Stadt	Land	Stadt	Land
1959	208,8	100,0	108,8	48	52
1970	241,7	136,0	105,7	56	44
1979	262,4	163,6	98,8	62	38
1989	286,7	188,8	97,9	66	34

Die Stadtbevölkerung wuchs seit 1979 um 25,2 Millionen Menschen, das sind 15 %. Als natürlicher Bevölkerungszuwachs sind 14,6 Millionen Menschen anzusehen, auf Kosten von Migrationserscheinungen aus den Dörfern und der Umwandlung ländlicher Siedlungen in städtische sind 10,6 Millionen Menschen ausgewiesen.

● Bevölkerungszahl 1989, aufgeschlüsselt nach Männern und Frauen

Jahr d. Volkszählung	Millionen Menschen		auf tausend Männer entfallen Frauen		
	Männer	Frauen	ges. Bevölkerung	Stadt	Land
1959	94,0	114,8	1 220	1 211	1 229
1970	111,4	130,3	1 170	1 158	1 186
1979	122,3	140,1	1 145	1 144	1 148
1989	135,5	151,2	1 116	1 126	1 098

1959 gab es über 20 Millionen mehr Frauen als Männer, 1989 sank die Differenz auf 15,7 Millionen. Das Übergewicht der Frauen vom 30. Lebensjahr an ist vorrangig der höheren Sterblichkeitsrate der männlichen Bevölkerung zuzuschreiben; in den älteren Jahrgängen ist sie darüber hinaus noch immer Folge des Krieges. In den ländlichen Gegenden allerdings ist die Anzahl der Männer im Alter von 18 bis 29 Jahren bedeutend höher als die der Frauen.

● Bevölkerungsanzahl 1989, aufgeschlüsselt nach den 20 Autonomen Sozialistischen Sowjetrepubliken:

ASSR	Bevölkerung, Angaben in tausend	Im Vergleich zu 1979, in %
(RSFSR)		
Karelische ASSR	792	108
ASSR der Komi	1 263	113
ASSR der Mari	750	107
Mordwinische ASSR	964	97
Tschuwaschische ASSR	1 336	103
Kalmykische ASSR	322	110
Tatarische ASSR	3 640	106
Dagestanische ASSR	1 792	110
ASSR der Kabardiner und Balkaren	760	113
Nordossetische ASSR	634	106
ASSR der Tschetschenen und Inguschen	1 277	111
Baschkirische ASSR	3 952	103
Udmurtische ASSR	1 609	108
Burjatische ASSR	1 042	116
Tuwinische ASSR	309	116
Jakutische ASSR	1 081	129
(Usbekische SSR)		
Karakalpakische ASSR	1 214	135
(Georgische SSR)		
Abchasische ASSR	537	106
Adsharische ASSR	393	111
ASSR Nachitschewan	295	124

Auch bei den autonomen Republiken macht der Bevölkerungszuwachs der Mittelasiaten (Kara-

kalpakische ASSR) mit 35 % die Mehrheit aus, gefolgt mit 29 % in der sibirischen Jakutischen ASSR.

• Bevölkerungszahl 1989, aufgeschlüsselt nach den 8 Autonomen Gebieten (AG):

AG	Bevölkerung in tausend	Vergleich zu 1979, in %
(RSFSR)		
Adygeisches AG	432	107
AG der Karatschaier und Tscherkessen	418	113
AG Gorno-Altai	192	112
Chakassisches AG	569	114
Jüdisches AG	216	113
(Georgische SSR)		
Südossetisches AG	99	102
(Aserbaidshanische SSR)		
AG Bergkarabach	188	117
(Tadshikische SSR)		
AG Bergbadachschan	161	127

Die höchste Zuwachsrate ist mit 27 % im mittelasiatischen AG Bergbadachschan gegeben, gefolgt vom kaukasischen AG Bergkarabach mit 17 %.

• Bevölkerungsangaben 1989, aufgeschlüsselt nach den 10 Autonomen Bezirken (AB):

AB	Bevölkerung in tausend	Vergleich zu 1979, in %
(RSFSR)		
AB der Nenzen	55	117
AB der Komi-Permjaken	159	112
AB der Chanten und Mansen	1 269	119
AB der Jamal-Nenzen	487	108
AB Taimyr der Dolganen und Nenzen	55	125
AB der Ewenken	24	155
Burjatischer AB Ust-Ordynski	136	103
Burjatischer AB Aginskoje	77	111
AB der Korjaken	39	115
AB der Tschuktschen	158	119

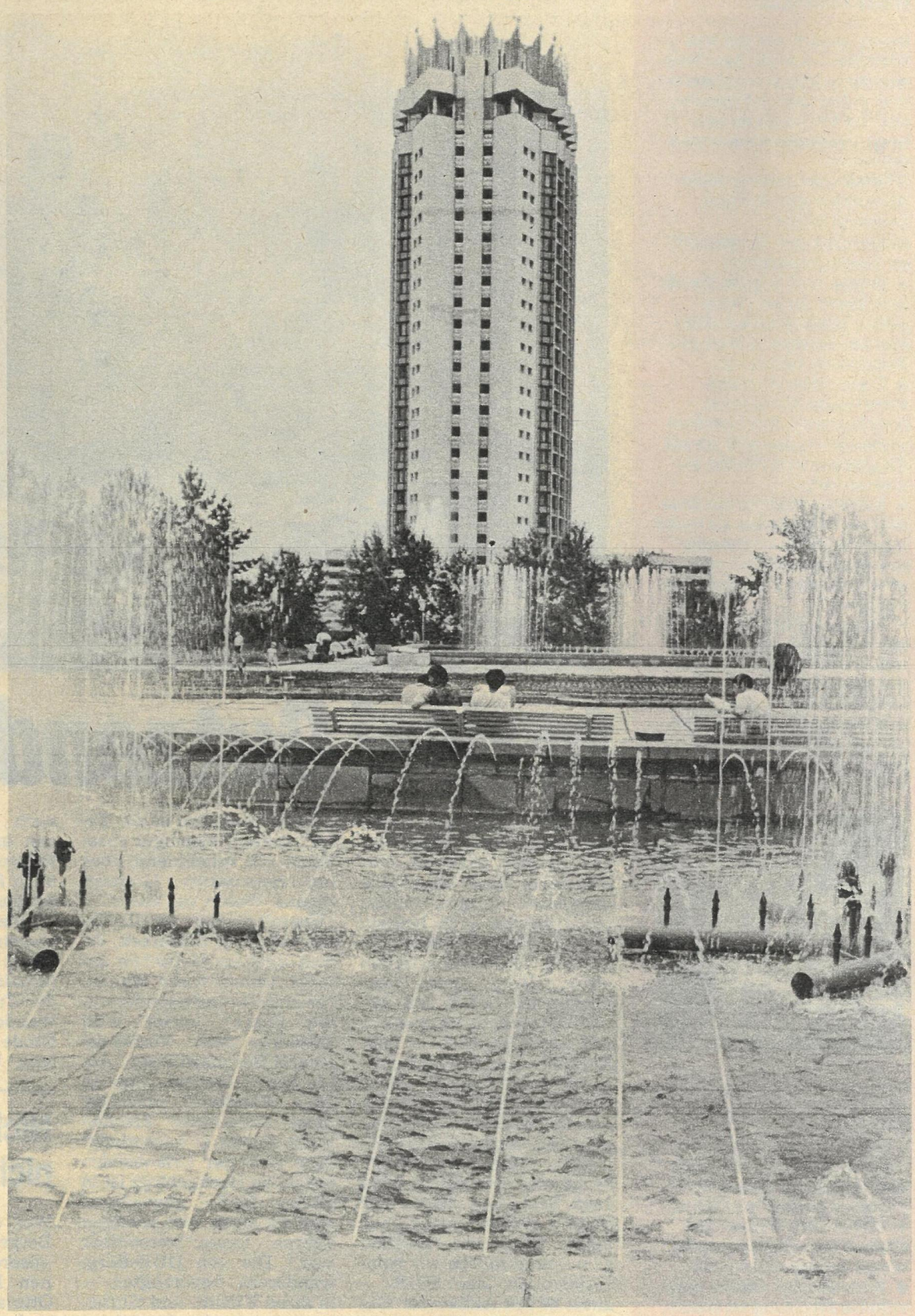
Die höchste Zuwachsrate mit 55 % ist im Autonomen Bezirk der Ewenken zu verzeichnen (die hohe Quote ergibt sich vorrangig aus zugereister Bevölkerung), gefolgt vom AB Taimyr der Dolganen und Nenzen, wo in den letzten Jahren wegen der Erdgas- und Erdölerschließung ebenfalls viele Bürger aus allen Teilen der Sowjetunion zugereist sind.

• Die 23 Millionen-Städte:

	1979	1989	im Vergleich zu 1979, in %
Alma-Ata	910	1 128	124
Baku	1 550	1 757	113
Charkow	1 444	1 611	112
Dnepropetrowsk	1 066	1 179	111
Donezk	1 021	1 110	109
Gorki	1 344	1 438	107
Jerewan	1 019	1 199	118
Kasan	993	1 094	110
Kiew	2 133	2 587	121
Kuibyschew	1 206	1 257	104
Leningrad	4 588	5 020	109
Minsk	1 262	1 589	126
Moskau	8 137	8 967	110
Nowosibirsk	1 312	1 436	109
Odessa	1 046	1 115	107
Omsk	1 014	1 148	113
Perm	999	1 091	109
Rostow am Don	934	1 020	109
Swerdlowsk	1 211	1 367	113
Taschkent	1 780	2 073	116
Tbilissi	1 066	1 260	118
Tscheljabinsk	1 030	1 143	111
Ufa	978	1 083	111

Zu Beginn des Jahres 1989 gab es 2190 Städte, 57 Städte haben mehr als eine halbe Million Einwohner, in 23 Städten leben mehr als eine Million Menschen; die 5 neuen Millionenstädte sind: Alma-Ata, Kasan, Perm, Rostow am Don, Ufa.

24,3 Millionen Sowjetbürger mehr



Zum Jahresende werden in der UdSSR die Ergebnisse der Volkszählung zur Zusammensetzung der Bevölkerung hinsichtlich des Alters, des Bildungsniveaus, der Ausbildung, der Nationalität, der Sprache, der Familienverhältnisse, der Unterhaltsquellen, der Wohnverhältnisse veröffentlicht. Die vollständige Auswertung aller 25 Volkszählungs-Fragen soll 1990 abgeschlossen sein, etwa ein Jahr schneller als bei der Volkszählung von 1979.

Gisela Reller

Zu den 18 Millionenstädten der Sowjetunion von 1979 kamen 1989 fünf weitere Städte hinzu, unter anderem die Metropole der Kasachischen SSR: Alma-Ata.

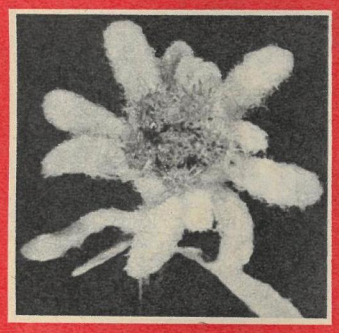
Fotos: TASS, Detlev Steinberg

FREIE WELT

Gut hinauf, heil herab!

Heute wollen' wir mal das Ränzlein – sprich: den Bergwanderrucksack – schnüren. Und außer Lust & Frohsinn, wie das Volkslied es verlangt, packen wir als erstes mit hinein:
Erfahrungen anderer beim Wandern in den Bergen. Zuoberst liegen
Ratschläge der Bergwacht für Gebirgswanderer:

- **Bringe dich in gute Kondition, bevor du auf Reise gehst; akklimatisiere dich erst im Gebirge, ehe du zu Bergtouren aufbrichst.**
- **Trage beim Wandern stets festes Schuhwerk (Profilsohlen), das knöchelbedeckend ist; das gibt dir auf Bergwegen und Pfaden sicheren Halt.**
- **Gehe nicht allein auf Wandertour; hinterlasse im Hotel oder der Hütte Informationen über Route, Ziel und vorgesehenen Zeitpunkt der Rückkehr**
- **Führe im Rucksack oder der Wandertasche unbedingt bei dir: Bekleidung gegen Regen (Pellerine) und Kälte (Pullover, Anorak).**
- **Verlasse niemals die markierten Wege (Verirrungs- bzw. Absturzgefahr).**
- **Schütze jederzeit und**



überall die Natur des Gebirges. „Wildes Zelten" ist untersagt.

- **Unterlasse Lärmen, Johlen, Radiogetön – es stört die Tierwelt des Gebirges, belästigt andere Wanderer.**
- **Trinke kein Wasser aus Bächen oder Bergseen, bevor du es abgekocht hast.**
- **Bedenke die höhere ultraviolette Strahlung im Hochgebirge; schütze die Augen (Sonnenbrille) sowie unbedeckte Körperpartien (Sonnenschutzmittel, Kleidung).**
- **Gib beim Abstieg dem Aufsteigenden den Weg frei – er hat es schwerer, wird es dir danken.**

Texte: Helmuth Pelzer; Fotos: K. Otto, H. Messal; Repros (2), Vignette: M. Kotsch; Redaktion: V. Hempel

In drei Dutzend Gebirgen...

Das alte Sprichwort „Lobe die Berge, aber bleibe im Tal" hat seit jeher die Stubenhocker und Hasenfüße verspottet. Sicher, davon gibt's welche auch heutzutage, doch die Mehrheit, von jung bis alt, sei inzwischen eifrig dabei, „sich den ‚Sportplatz Natur' mit seinen vielseitigen Möglichkeiten zu erschließen – zum Beispiel durch Wandern", sagt Willi Grallert, Generalsekretär des DDR-Verbandes für Wandern, Bergsteigen und Orientierungslauf. Dieser zähle rund 80 000 Mitglieder, vereint in etwa 1900 Sektionen. Ihnen zur Seite, freilich nicht nur beim Wandern, gesellen sich – so erfahren wir beim Kulturbund der DDR – zirka 60 000 Aktive der Gesellschaft für Natur und Umwelt, die (wofür ihnen Hunderttausende Wanderfreunde Dank zollen) unter anderem sämtliche Wanderwege in unserem Land auswählen und markieren: von Kap Arkona bis zum Fichtelberg. Eine wahre Heerschar von Natur-, Wander- und Bergfreunden! Ihr „Massenaufbruch in die Natur" drängt, gleichgut zusehends wie zunehmend, über die heimischen Grenzen hinaus. Wohin vor allem?

„Überall dorthin, wo die Natur mit ihrer Schönheit, ihrem Reiz die Menschen anlockt. Immer mehr Wanderer zieht es insbesondere in die Berge", meint Willi Grallert. Sein Verbandsfreund Bernhard Fisch, Autor des Ratgebers „Sportliches Wandern", präzisiert diese erfreuliche Erscheinung, indem er hervorhebt: „Die Zahl der Urlaubsfahrten in die Hochgebirge ist in einem Maße gewachsen, wie sie noch vor wenigen Jahren kaum vorstellbar war." Die von DDR-Bergwanderern bevorzugten – in ihren Kamm- und Gipfellagen weitgehend alpinen Charakter aufweisenden – Hochgebirge sind: Hohe Tatra, Südkarpaten, Stara Planina (Balkangebirge), Rila und Pirin. Allerdings kann Willi Grallert nicht umhin, sogleich einen Wermutstropfen in den Freudenbecher zu gießen, denn: „Sowohl das ‚Reisebüro' als auch ‚Jugendtourist' können unsere Wünsche nach Reisen in diese Gebirge, das heißt für organisierte Gruppentouren, bei weitem nicht erfüllen." Indes weiß er uns von einer multilateralen Aktivität zu erzählen: vom „Internationalen Wanderweg der Freundschaft", den die Wander- und Touristikverbände der DDR, ČSSR, Polens, Ungarns und Bulgariens gemeinsam „trassiert" haben. „Er beginnt bei Eisenach und führt über rund 750 Kilometer bis Budapest, setzt sich in Bulgarien beim Balkan-Gipfel Kom fort und reicht über weitere 750 Kilometer bis ans Schwarze Meer. In seinem Verlauf, von Rennsteig bis zum Kap Emine, bezieht er neunzehn Gebirge ein, darunter so bedeutende Gebirgszüge

Nicht zuviel, nicht zu wenig

Wer das erste Mal in die Berge will, sollte dem Rat unseres Lesers und erfahrenen Bergwanderers Klaus Otto aus Eisfeld folgen, der in den zurückliegenden drei Jahren alle Gebirgszüge Bulgariens durchquerte: Nicht zuviel, nicht zu wenig in den Rucksack packen! Was nimmt er selbst auf eine 3-Wochentour nach Bulgarien mit? **Im Rucksackinnern:** Trainingsanzug, Turnschuhe, Waschzeug, 2 Handtücher, kurze

wie Erzgebirge, Riesengebirge, Beskiden, Hohe Tatra und Stara Planina."
Zu all den erwähnten darf man getrost noch ein weiteres gutes Dutzend Gebirge hinzurechnen, wo Freunde des Bergwanderns allsommers auf den Beinen sind. Wie ja überhaupt der Wunsch nach Urlaub-und-Erholung in den Bergen befreundeter Reiseländer bei DDR-Bürgern zu einer Art Massenbedürfnis geworden ist. Die Reisebüros und Touristikverbände der Partner haben während der zurückliegenden Jahre viele hundert Hotels und Hütten, Campingplätze und Bungalowdörfer entstehen lassen, um den eigenen wie den ausländischen Gebirgsfreunden die romantisch-reizvolle Bergwelt immer weiter zu öffnen (zum Beispiel hat der bulgarische Touristikverband mehr als 400 Bauden, Heime und Schutzhütten gebaut; seine Mitglieder haben über 25 000 Kilometer Bergwanderwege angelegt und markiert). Resümee: Rundgerechnet 150 000 DDR-Bürger erleben alljährlich – per Reise-Voucher – Urlaub und Wandern in Gebirgen sozialistischer Reiseländer. Nicht zu zählen sind darüber hinaus die vielen Bergwanderer, die als Individualtouristen reisen, ebenso auch jene nicht, die im Schüler-, Studenten-, Gewerkschafts- und Betriebsaustausch bei Partnern Ferien verbringen – und wandern. Alles in allem ist das Bergwandern, wie wir uns überzeugten, zu einer Variante aktiver Erholung geworden, die ständig weitere Anhänger gewinnt. Ja, die Leute wandern eben so gerne: Nicht nur am Rennsteig durch das Land. Zwischen Böhmerwald und den Rhodopen sind sie derzeit alle wieder auf Tour!

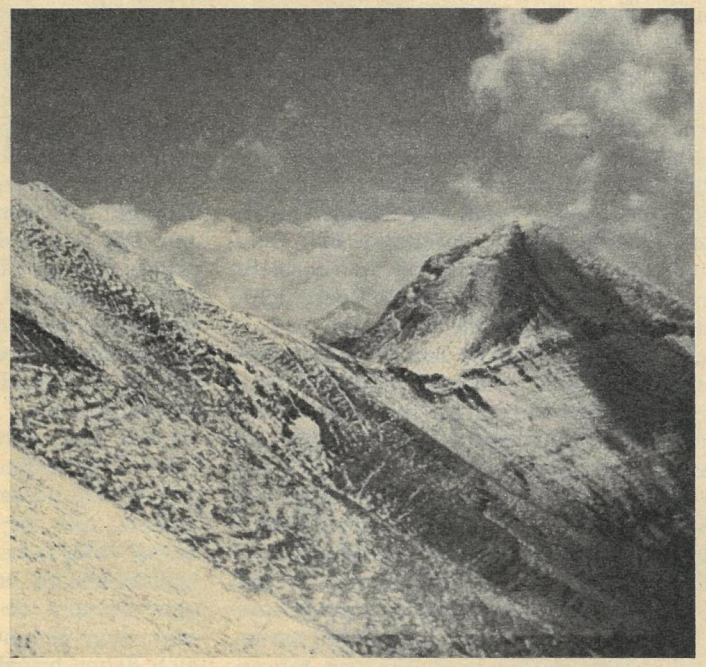
Hose, zweimal Unterwäsche, 1 Oberhemd, 7 Beutel Suppen, 7 Wurstbüchsen, 1 Stück Leder.
Links außen: Einkaufsbeutel, Trinkflasche, Imprägnierspray, 8 Diafilme, Skatkarten, 2 Zeltleinen, Heftpflaster (Rolle).
Rechts außen: Taschenlampe, Eßbesteck, Waschpulver, Toilettenpapier, alles für die erste Hilfe, Klebstoff, Nähzeug, Büchsenöffner. Klaus Otto, der für die gesamte Tour (inclusive Bahnfahrt) rund 1200,– Mark verbrauchte, empfiehlt: Vorher Wanderkarten beschaffen! Alu-Kochtopf nicht vergessen!

Eine „Traumtour" in Rila/Pirin

1. Tag: Ankunft; Bus-Transfer ins Pirin (Hütte „Bânderiza").
2. Tag: Wandern zur Hütte „Wichren"; Aufstieg zum Wichren-Gipfel (2915 m).
3. Tag: Wandern durch den Kasanite-Kessel bis zur Schutzhütte „Kontscheto" (2760 m).
4. Tag: Besteigen des Gipfels Todoroin Wrâch (2746 m); von „Schiligarnika"-Station teilweise mit Lift.
5. Tag: Wandern bis Hütte „Sinaniza", über Bânderischka porta und Goljamo spano pole.
6. Tag: Busfahrt nach Bansko; Freizeit.
7. Tag: Freizeit in Hütte „Bândriza".
8. Tag: Bus-Transfer ins Rila (Hotel „Maljowiza"); unterwegs Besuch des Rila-Klosters.
9. Tag: Wandern über Ownarsko-Gegend zur Hütte „Mechit".
10. Tag: Wandern über Hütte „Wada" zu den Sieben-Rila-Seen.
11. Tag: Aufstieg über Hütte „Maljowiza" zum Maljowiza-Gipfel (2730 m).
12. Tag: Wandern zum „Straschnoto esero" (Schrecklicher See).
13. Tag: Busfahrt nach Borowez; Fahrt mit Kabinenlift zur Station „Jastrebez" (2389 m); auf Wunsch Wanderung bis zur Hütte „Mussala"; Rückkehr nach Maljowiza.
14. Tag: Freizeit in Maljowiza.
15. Tag: Bus-Transfer nach Sofia; Abflug.
Reisedauer: 15 Tage/14 Nächte (Halbpension, Frühstück und Abendessen); Teilnehmer: 20 Personen; Organisator: „Jugendtourist" und Sportverband DVWBO.

P. S.

Für den, der das erste Mal solch eine Tour unternimmt, sei noch gesagt, daß das Bergwandern den Erholungseffekt multipliziert, weil es den Körper stärkt und den Geist erfrischt, wenn, ja wenn man die richtige Dosis davon nimmt. Dazu gehört allerdings ein nicht zu schwer bepackter Rucksack, möglichst leichtes Gepäck. Und damit man nicht etwa die doppelte Strecke zurücklegt als man plant, sollte eine gute Wanderkarte oder eine handgefertigte Skizze ständiger Begleiter sein.



Schnee im Sommer:

Ein Firnfeld an den Flanken der Wichren-Nordwand im Piringebirge, Anfang August. Doch überall in den Hochgebirgslagen – höher als 1500 Meter – muß selbst in der heißesten Jahreszeit mit „kalten Überraschungen" gerechnet werden. So erinnert sich Jürgen Sommer, Reiseleiter einer DDR-Bergwandergruppe, wie sie – Mitte Juli 1987 – beim Rückmarsch vom Popow-See des Pirin einen solchen plötzlichen Wetterumschlag erlebten: „Von pflaumenkerngroßen Hagelkörnern und gewaltigen Gewitterblitzen begleitet, stiegen wir auf nicht enden wollenden Schneefeldern ins Tal zur Hütte ‚Pirin' ab", beschreibt er eine solcher Wetterlaunen des Hochgebirges.

Lesetips

„Ein Blick ins Buch – und zwei ins Leben!" wird uns als kluge Lebensregel empfohlen. Allen Bergwanderern ist's gleichfalls zu raten, bevor sie auf Tour gehen. Dies erhöht zum einen die Vorfreude auf die Reise, zum anderen das Wissen über das Gebirge, in dem man wandern will. Vor allem die speziellen Bergroutenführer sind unverzichtbare Ratgeber – sowohl vor als auch während jeder Tour. Wir haben für Sie in einigen gelesen:
Zur ČSSR –Gargulác/Križo: „Mala Fatra", Bratislava (248 Seiten); Medzihradský: „Orava", Bratislava (197 Seiten); Hric: „Das slowakische Paradies", Bratislava (196 Seiten); Hochmuth: „Niedere Tatra", Bratislava (255 Seiten); Adamec/Roubel: „Hohe Tatra", Bratislava (268 Seiten).
Zu Polen – Nyka: „Die Polnische Tatra".
Zu Bulgarien – Tschortschopow: „Zentrale Stara Planina", Sofia (158 Seiten); Danow: „Die Sredna Gora", Sofia (109 Seiten); Radutschew/Schechtow: „Das Rilagebirgee, Sofia (110 Seiten); Panajotow/Papasow: „Die Rhodopen", Sofia (159 Seiten).
Zu Rumänien – der seit längerem alljährlich erscheinende Reise-Almanach „Komm mit" enthält regelmäßig auch Beschreibungen von Bergwanderrouten.
Anzumerken ist, daß das Angebot bei solcher Spezialliteratur mit der Nachfrage – zahlenmäßig wie thematisch – noch keineswegs „harmonisiert". Leider – in dem Falle aber gilt: Was im Buchladen schon vergriffen ist, wird in der Bibliothek durchaus zu finden sein!

Als Jugendlicher warb Karl-Eduard von Schnitzler mit einem umgehängten Pappschild Stimmen für den kommunistischen Abgeordneten Ernst Thälmann bei den Wahlen 1932, sehr zum Ärger der großbürgerlichen Familie, aus der er stammt. Bei Kriegsbeginn wurde er eingezogen, schwer verwundet, geriet in englische Gefangenschaft, arbeitete im Lager Ascot am deutschsprachigen Sender und nach dem Krieg beim Nordwestdeutschen Rundfunk Hamburg und Köln, bevor er 1947 in die sowjetische Besatzungszone übersiedelte. Aus seinen Erinnerungen druckt FW Auszüge.

Bei Kriegsende erhielt das Antinazi-Lager Ascot einen anderen Charakter. Es wurde eine Registratur geschaffen: „Nicht-Belastete, Leicht-Belastete, Schwer-Belastete, Verbrecher". Und jeder mit einem andersfarbigen Reiter. Da ging es willkürlich zu, hin und her, von rechts nach links.

Die Folgen sind an den ungebrochenen Karrieren der Richter in schwarzen und roten Roben und im Wehrmachts-Grau zu sehen. Keiner wurde „erfaßt", keiner in den Westzonen und der späteren BRD bestraft. Sie beziehen Pension oder amtieren weiter. So sieht diese Klassenjustiz auch aus: Faschisten und Wirtschaftsverbrecher trifft die volle Milde des Gesetzes. Auf dem rechten Auge war und ist Justitia im freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat blind. Um so argwöhnischer, parteilicher, rachsüchtiger wurde und wird nach links geschielt. Da zeigt diese angeblich unabhängige Göttin Justitia, was eine Harke ist. Als Globke Adenauers Bundes-Kaderchef wurde, durften auch viele der in Ascot Erfaßten mit Besoldung und Beschäftigung rechnen. Hoffnungsvoller Nachschub war in der Kartei erfaßt: Leute, die Globkes Judensterne angeheftet, das Recht ins Gegenteil verkehrt hatten und zu dem opportunistischen Schluß gekommen waren, daß Braun die einzig gültige Farbe auf der Palette ist.

Kein Wunder also, daß wir Antifaschisten im britischen „Antifalager" Ascot in die Minderheit gerieten, vielen wurde die Heimreise verzögert.

Ich hatte aus meiner Gesinnung nie ein Hehl gemacht. Aber ich war jung, sogar zu jung für das, was man mit mir vorhatte. Deshalb machte man mich auch zwei Jahre älter, und ich hatte später Probleme, mein richtiges Geburtsjahr 1918 nachzuweisen. Man wollte in Hamburg einen jungen Rundfunkkommentator, aber nicht zu jung, nicht zu alt und trotzdem „ohne Vergangenheit". Nun war da dieser adelige Kommunist. Man mag sich gedacht haben: Als wir jung waren, waren wir alle mal „links", gerade jetzt könnte das ganz günstig wirken. Und so dachte man wohl: Bei dem „Stall", aus dem Schnitzler kommt, werden wir den schon hinkriegen...

Irren ist menschlich. Ich hatte in Hamburg und später Köln zwei Vertraute: Max Reimann (Vorsitzender der Kommunistischen Partei Deutschlands), der seine Hand über mich hielt, und einen Lichtenstein, der später zum Verräter wurde. In Hamburg mußte ich sofort kämpfen, um kommentieren zu dürfen. Frühere Angehörige der Goebbelsschen Propagandakompanie wie Peter v. Zahn, Nazis wie Dr. Heitmüller und Zielinski vom „Reichsrundfunk" – beide später als Fragebogenfälscher entlarvt und von den Engländern schweren Herzens vorübergehend entlassen – machten einem das Kommentieren schwer. Teils zeitlich, teils inhaltlich. „Abgewogen" lautete jeder zweite Hinweis und „nicht so hart gegen die Nazis" oder „keine kommunistische Terminologie verwenden". Aber da waren auch Antifaschisten wie der verehrungswürdige Axel Eggebrecht oder, gerade aus dem Zuchthaus entlassen, Günter Weisenborn oder der Deutsch-Engländer Alexander Maass, die etwas gegen die Nazis und demzufolge etwas für konsequente Antifaschisten hatten.

Mein Freund Perten

Damals – es muß im Herbst 1945 gewesen sein – hörte ich von den „Laternenanzündern", einem linken Kabarett unter der Leitung von Ilse Weintraud, die später unseren Genossen Professor Hans Rodenberg heiratete. Ich erreichte sie irgendwo in Niedersachsen, wo deutsche Soldaten mit Waffen, Orden, Hakenkreuzen und den alten Offizieren von den Engländern bereitgehalten wurden, gen Osten zu marschieren.

Als auf der Bühne ein kräftiger, gutaussehender Mann, ein Bein etwas nachziehend, mit tragender Stimme britische Besatzungsmißstände anprangerte, gegen Militarismus von britischen Gnaden vom Leder zog und die aus allen Löchern kriechenden Nazis bekämpfte, wurde mir in wenigen Minuten klar: Diese Begegnung war nichts Alltägliches. Da stand ein Phänomen an Überzeugungskraft, Arbeitsintensität und Schaffensfreude – Texter, Regisseur, Schauspieler in einem.

Unverbesserliche Nazis brüllten ihm ihren Widerstand entgegen. Schon damals war er nicht das, was er zeit seines Lebens niemals werden sollte – ein Opportunist gegenüber seinem Publikum. Mit Stentorstimme brachte er die Überbleibsel der verkorksten Weltgeschichte zum Schweigen.

Über Schwerin kam er dann nach Rostock: Generalintendant Prof. Hanns Anselm Perten. Das Rostokker Volkstheater wurde mein „Patenbetrieb", ähnlich wie die Grenztruppen. Und wenn der ganze Ostseebezirk samt vielen persönlichen Freunden mein Lieblingsbezirk wurde – der Norddeutsche Perten und die Bilder Caspar David Friedrichs haben den Hauptanteil daran. Man mußte nach Rostock fahren, weil man dort ansehen konnte, was in der Hauptstadt gar nicht oder verspätet zu sehen war: Kritische Realisten aus dem Ausland (Weiß, Hochhuth, Walser, Vallejo). Er machte sie spielbar. Weiß und Hochhuth gewannen oder vertieften durch die Zusammenarbeit mit ihm Einsichten. Pertens Weiß-Inszenierungen sind moderne Theatergeschichte geworden.

Rolf Hochhuth schrieb über ihn: „Perten ist einer von den allmählich aussterbenden Theaterleuten. Ich glaube, er ist im Augenblick der letzte, jedenfalls im deutschsprachigen Raum, der tatsächlich das Bedürfnis hat, mit Autoren zusammenzuarbeiten, ihnen zu helfen, ohne sie nun in irgendeine Richtung drängen zu wollen. Er hat als Intendant eines großes Hauses sehr viel zu tun, nimmt sich trotzdem immer Zeit für einen. Ich habe das bei Piscator erlebt, in gewisser Hinsicht bei ein, zwei Bühnenleuten, dann aber nie mehr. Und Perten ist einer von denen, die der Meinung sind, daß der Autor als Mitarbeiter eng an das Theater gebunden werden soll."

Wir sahen uns so oft wie möglich, wenn auch zunächst nicht gerade häufig. Wir erkannten trotzdem zuverlässig die wohltuende Gemeinsamkeit, je älter wir wurden, je näher die letzte Schwelle, vielleicht die wichtigste Lebensperiode kam: In der es darauf ankommt, die Essenz aller Erfahrungen zu nutzen.

Nichts um Perten ist denkbar ohne seine Frau Tina. Ohne Tina von Santen – die „Prinzipalin", die das Salontheater genauso beherrschte wie das Volkstheater – ich meine das im künstlerischen Sinn – und die zur Verwirklichung der großen Entwürfe ihres Mannes soviel Feinarbeit leistete. Vom dummen Geschwätz ihrer Neider verfolgt, von vielen unterschätzt, eine der wenigen „Salondamen" mit hoher Sprachkultur und der Fähigkeit, auch als guter Geist hinter „dem Alten", hochgeachtet bis zu ihrem frühen, schmerzvollen, bis zum Ende tapfer geführten Todeskampf.

In Hamburg – nach Kriegsende – durften wir uns nur auf Distanz kennen. Es war nicht ratsam für den damals schon wieder zu Tarnung und Konspiration gezwungenen Rundfunkkommentator unter britischer Kontrolle, gar zuviel Kontakt mit Kommunisten zu halten. Der wurde dafür später um so enger: Völlige Übereinstimmung in allen politischen, kulturpolitischen und Lebensfragen. Ähnliche Temperamente führten zur Zusammenarbeit, schließlich zur engen Freundschaft.

Perten war verletzlich und dennoch rücksichtslos gegen sich selbst. Von derselben Rücksichtslosigkeit, mit der er anderen Leistung abforderte. So wenig Kunst militärisch zu organisieren ist, so sehr braucht sie Disziplin. Perten war kein Schmeichler. Er setzte sich lieber prinzipiell auseinander, als mit Wattebäuschchen zu werfen. Er sah sich nicht im Wettbewerb um einen Schönheitspreis, sondern im Klassenkampf.

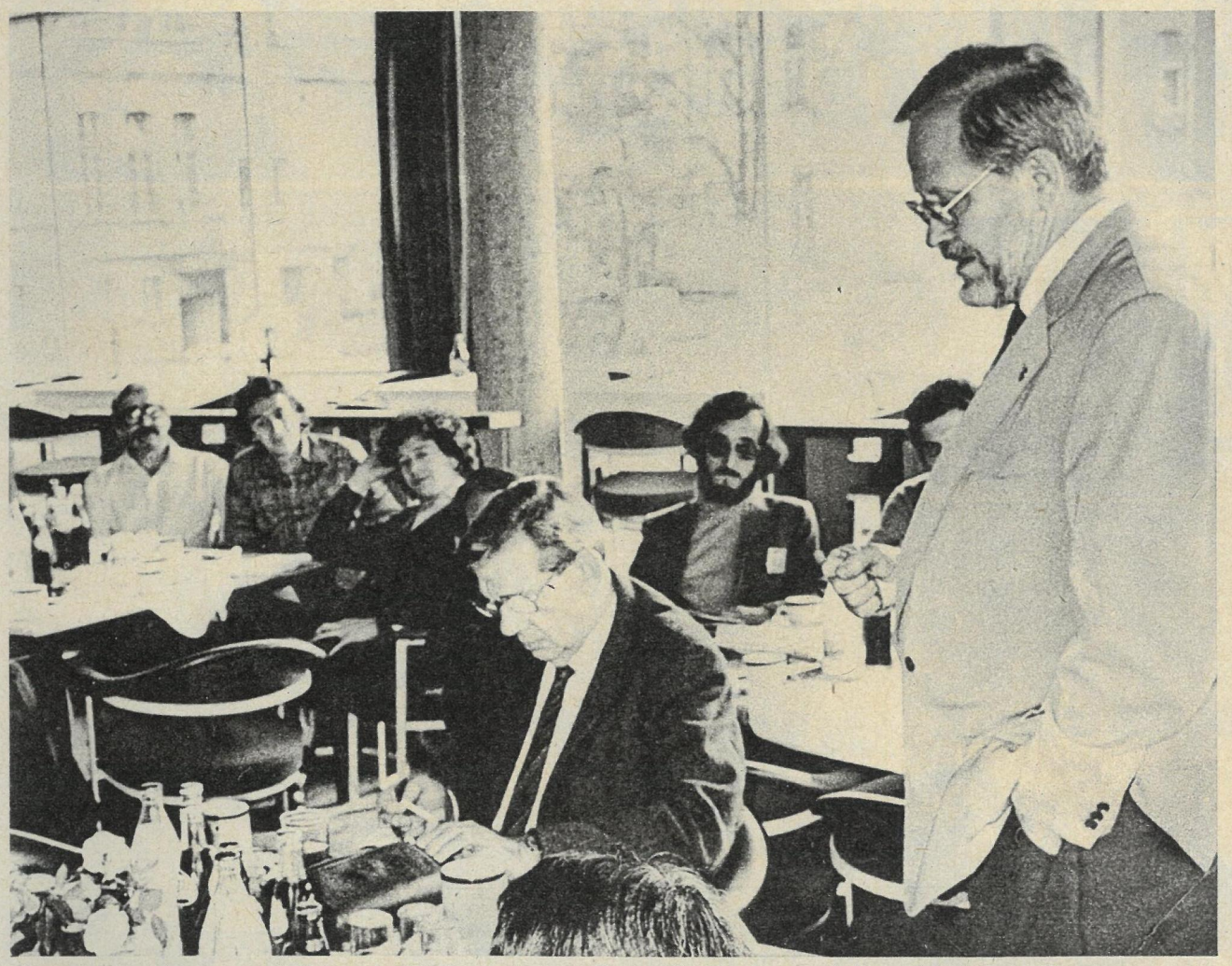
„Er ist ein durch und durch politischer Mensch", schrieb ich zu seinem 60. Geburtstag, „ein Politiker, der den Beruf des Künstlers ausübt. Ein Kommunist, mit dem Mut zum Risiko, lieber einen Fehler zu machen als gar nichts zu tun, lieber mal vorzuprellen als hinterherzuhinken, lieber mal ein bißchen zu viel Sozialismus als zuwenig."

Sein Feindbild, sein Klassenstandpunkt so hart und unerschütterlich, wie sein Gespür feinfühlig dafür, wo Verbündete zu finden und zu gewinnen sind (und sei es auch nur für ein Stück gemeinsamen Wegs). Solidarität war für ihn kein Gegenstand großer Worte, sondern aktives Bekenntnis durch die Tat. Aus alledem erwächst der – meiner Meinung nach – vielfältigste, interessanteste Theaterspielplan unserer Republik.

Manche hielten Perten für autoritär. Daß sein Volkstheater die geringste Fluktuation künstlerischer Mitarbeiter aller DDR-Bühnen aufwies, spricht dagegen. Er stritt gern: Fröhlich und manchmal auch verbissen, immer hartnäckig und prinzipiell – und gelegentlich die Grenze der Sachlichkeit überschreitend. Na und? Immer half seine Kritik, neue Impulse zu initiieren, Bewußtsein zu fördern. Voreilige zogen aus seiner Haltung falsche Schlüsse. Lauen erschien seine Parteilichkeit als „ideologische Enge". Wissenschaftlich Halbgebildete hielten ihn für einen Dogmatiker, seine Prinzipienfestigkeit für „Orthodoxie". „Nur-Ästheten" neigten dazu, ihn als „Polit-Macher" abzuwerten. Aber nicht erst seit Friedrich Wolf wissen wir, daß Kunst Waffe ist. Was würde aus dem zugespitzten weltweiten Klassenkampf, was nützt eine Waffe, wenn wir sie zu gebrauchen scheuten? Wenn wir uns von Neunmalklugen einreden ließen, daß Kunst allein der Erbauung und der Unterhaltung zu dienen habe, daß man Waffen allein der Volksarmee und den Kampfgruppen überlassen solle und die Politik dem Politbüro und dem Ministerrat?

Das Produkt dieses Parteiarbeiters war Kunst. Weltweit anerkannt. Von einigen Provinzlern abgesehen. Ihnen war er nicht geheuer, blieb er unheimlich unbequem, auch Freunden und Genossen gegenüber. Was ist ein bequemer Freund schon für ein Freund... Pflicht, Verantwortung – sie sind

Junger Mann ohne Vergangenheit



Manche Wege führten nach Rostock: Mit Hanns Anselm Perten (im Vordergrund sitzend) bei einem Forum am Volkstheater Rostock.

oft drückend und quälend. Aber wer Verpflichtung so bewußt trug und seine Pflicht so erfüllte wie Perten, der verspürte auch das große Glück eines Menschen, dem seine Mitbürger, Kollegen, Freunde und Genossen Vertrauen schenkten und dankten. Und dem sie nun nachtrauern, weil er ihnen fehlt.

Es blieb nicht aus, daß Hanns Perten und ich – fast gleichaltrig – später, in die Jahre gekommen, auch über Altern und Sterben sprachen. (Perten starb 1985 – d. Red.) Zuviel blieb ungesagt und ungeschrieben, zuviel unterlassen. In Gesprächen trieb uns beide die Vorstellung, immer noch zu wenig getan zu haben. Man hätte der Geschichte noch mehr auf den Grund gehen, noch mehr den Menschen erforschen und verstehen müssen. Aber „unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hochkommt, so sind's achtzig Jahre", heißt es im 90. Psalm „und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen; denn es fahret schnell dahin, als flögen wir davon."

Ich war immer lebenslustig und bin es noch. Gewiß will und kann ich keine Philosophie über den Sinn des Lebens hinterlassen. Ich bin durch Täler eigener und kollektiver Irrtümer gegangen und durch Untiefen des Zu-wenig-Wissens. Aber gelegentlich haben mich Ahnungen, die Fähigkeit disziplinierter Phantasie, der Drang zum selbständigen Denken, eine gesunde Mischung von Skepsis und Übermut oder Mut zum Risiko, wie immer man es nennen will, die richtige Einordnung von Wissen und Kombination (nicht Spekulation) auf Höhen geführt, von denen ich Erhofftes und Geahntes zu sehen, kaum Vorstellbares glaubhaft zu machen, Kompliziertes und scheinbar Entferntes in seine Zusammenhänge zu bringen und einfach und verständlich zu sagen vermochte.

So mag ich mit Lernen, Denken, Reden und Schreiben Menschen erreicht, Denkanstöße gegeben, damit Anstöße zum Handeln bewirkt und Spuren hinterlassen haben.

Nicht „Männer machen die Geschichte", wie Mussolini und Hitler namens des Imperialismus „Führer" rechtfertigen und Frauen aus der Geschichte ausschließen wollten, sondern Völker. Völker aber sind Menschen. Und um den Menschen ging und geht es mir, sein Verständnis vom Leben, seine Kenntnis der Gesetze, nach denen er angetreten und die anzuwenden er fähig und berufen ist: Das war und ist Gegenstand meiner Arbeit und Sinn meines Lebens, Gorkis Worte verwirklichen zu helfen: „Ein Mensch – wie stolz das klingt!"

NWDR: Nordwestdeutscher Rundfunk (Hamburg)

Die Klammer (Hamburg) war wichtig; denn es gab ja auch einen NWDR (Köln). Zunächst allerdings wurde ich 1945 nach Hamburg transportiert. Die Briten wünschten meine – in Ascot bewährte und gewachsene – Art zu schreiben und zu reden, ein wenig „zu linke" antifaschistische Gesinnung und die damit verbundene Unbeflecktheit des 132-Seiten-Fragebogens. Braun „Befleckte" hatten sie ja genug – gesucht und gefunden.

Es kam also rasch zur Frontenbildung, bei der sich unvermeidlicherweise manche entlarvten. Aber diese Front teilte auch die britische Command- und Control-Seite. Oft hing die Tendenz eines Kommentars davon ab, wer mit welchem Thema an welchem Tag mit welchen deutschen und britischen Kollegen zu tun hatte. Nachdem ich auf diesem Feld Durchblick gewonnen und eine gewisse Strategie und Taktik entwickelt hatte, galt ich allgemein als „Fortschrittlicher" und gewann mein entsprechendes Publikum. Vierzig Jahre später stand ich während einer Dienstreise in anderer Angelegenheit vor der damaligen Stätte meines ersten journalistischen Wirkens auf deutschem Boden. Aber von dem Geist, in dem damals eine Reihe guter Deutscher gewirkt hatten, ist nur noch wenig übriggeblieben.

Im nächsten Heft:

Ein Versuchsballon platzt

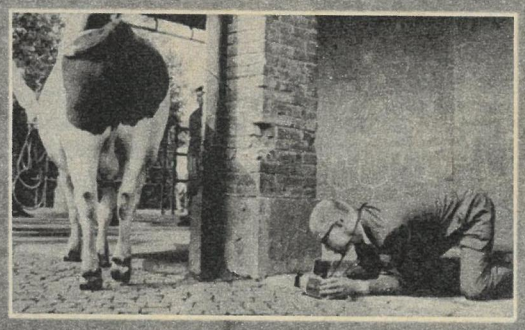
Der Vorabdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages Neues Leben aus dem Buch „Meine Schlösser oder Wie ich mein Vaterland fand".

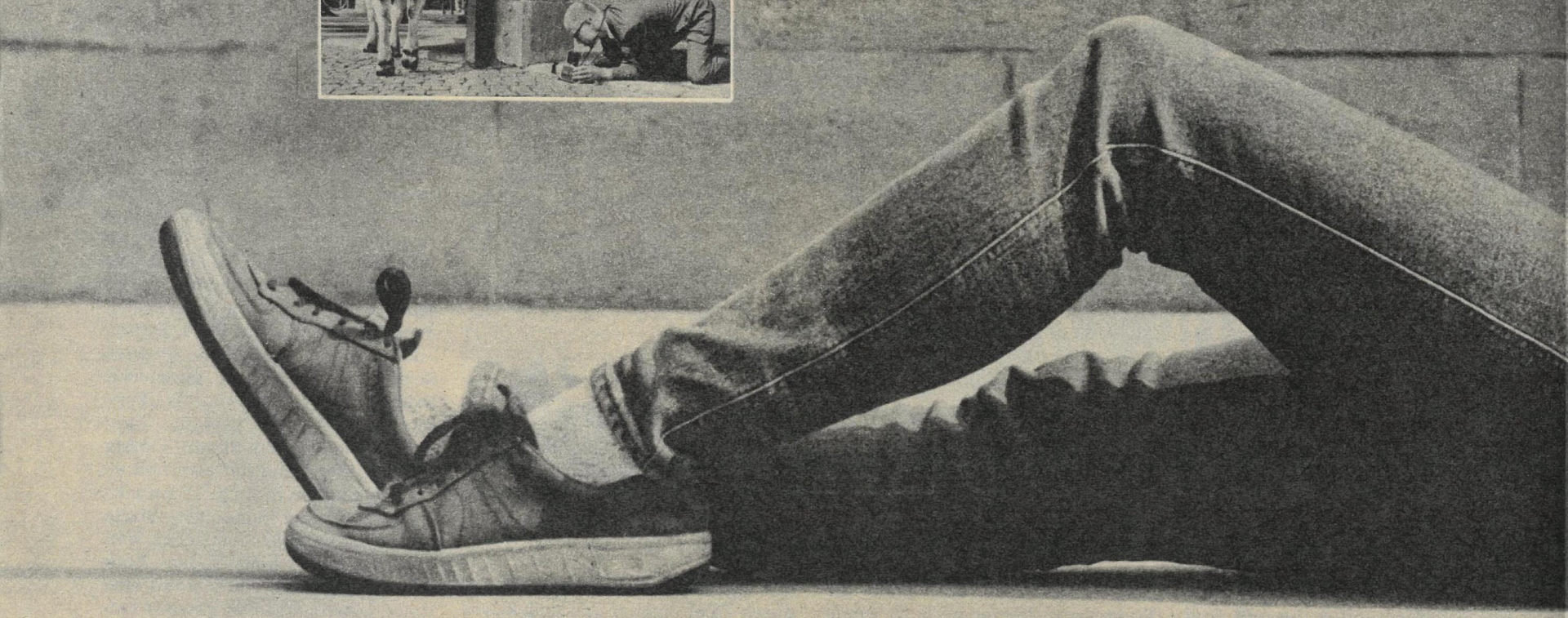
Foto: Verlag Neues Leben

FREIE WELT

FOTOAKTION

Su



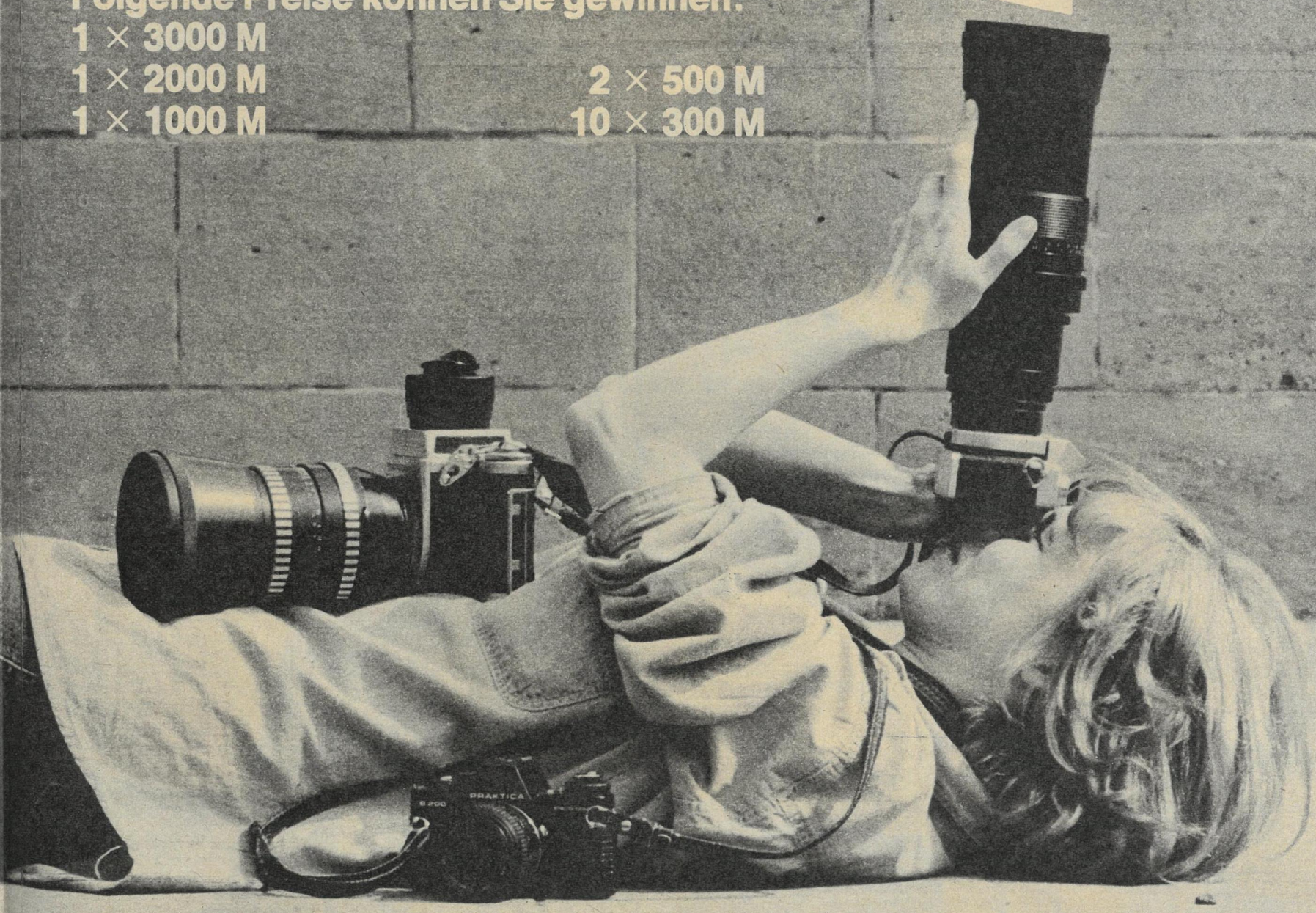


Ob Sie Ihre Fotos zu Wasser, zu Lande oder in der Luft „geschossen" haben, ob Sie acht, achtzehn oder achtzig Jahre alt sind, spielt keine Rolle. Jeder, der in einem Fotozirkel mitarbeitet, kann an unserem Wettbewerb teilnehmen. Sie, liebe Leser, werden mit Ihren Fotos das FREIE WELT-Heft zum 40. Jahrestag der DDR mitgestalten. Schicken Sie uns Ihre besten Arbeiten aus dem Zeitraum vom 1. Juli 1988 bis zum 31. Juli 1989. Wir erwarten eine große Vielfalt der Motive: Arbeit, Freizeit, Erholung, Familie, Kinder, Völkerfreundschaft, Solidarität und was Ihnen sonst noch fotografierenswert erscheint. Ihnen ist es überlassen, ob Sie Schwarz-weiß-Fotos, Farbdiapositive oder Farbpapierbilder einsenden – alles ist uns willkommen. Nur eins ist wichtig: Geben Sie uns zu jedem Foto ein paar Informationen zum Motiv, Ort und Zeitpunkt, an dem das Foto entstand, Namen und Anschrift des Foto-

...bjektiv durchs Objektiv

Wir rufen alle Fotozirkel auf:
Beteiligen Sie sich
an unserem Wettbewerb!
Folgende Preise können Sie gewinnen:

1 × 3000 M
1 × 2000 M
1 × 1000 M
2 × 500 M
10 × 300 M



zirkels und des Fotografen mit Telefonnummer für eventuelle Rückfragen. Wenn Sie zu den Gewinnern gehören, wartet auf Sie einer der oben genannten Preise für Ihre Zirkelarbeit, gestiftet vom Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Jedes von uns veröffentlichte Foto wird honoriert. Sechs Wochen haben Sie nun Zeit, unter Vorhandenem Ihre Auswahl zu treffen oder Neues zu fotografieren.

Fotos: Völkner, Kühl, Braune, Mohr, TASS/Gende-Rote, Archiv

Einsendeschluß: 31. Juli 1989

(Poststempel)

Eine Jury ermittelt unter Ausschluß des Rechtsweges die Preisträger.

Bildnis der Anna Achmatowa, gemalt von Nathan Altman 1914

Und nicht zu tief im Unglück
Sei er, und ja nicht verschlossen –
Daß er den Lebenden klar ist
Steht der Dichter, ein Tor, sperrweit offen.

Die Dichterin 1956, fotografiert von Jewgeni Chaldej

Königin des Wortes

Zum 100. Geburtstag der Anna Achmatowa

Das Tor, das Anna Achmatowa den Nachgeborenen offenhält, führt aber nicht zu Vergißmeinnicht-Wiesen und lustvollen Höhen des Dichterparnaß, sondern zu Spuren eines stolzen und auch leidvollen Bemühens, der neuen Zeit, die mit der Oktoberrevolution angebrochen war, eine neue Sprache zu formen. Für die vielen, die Anna Achmatowa kannten und verehrten, verkörperte die am 23. Juni 1889 bei Odessa geborene Tochter eines Marineoffiziers das Ideal einer Dichterin, die ihre Kunst als Institution eines unbestechlichen Gewissens versteht. Ihre Gedichte sind keinem vordergründig-politischen Credo verpflichtet und reimen sich ebensowenig auf Ruhm. „Irdischer Ruhm ist wie Rauch. Um ihn bat ich nie mein Geschick", bekundet sie schon frühzeitig. Weder zukunftstrunken noch modernistisch, findet sie den Weg des einfachen Wortes und bringt den Reichtum und die Kompliziertheit des russischen Romans in die russische Lyrik ein, wie es ihr Freund, der Dichter Ossip Mandelstam, einst notierte. Über die Resonanz ihrer Gedichte, die ein ausgeprägtes lyrisches Ich widerspiegeln, schreibt sie: „Für das eine sind sie voll Zweifel, für das andre loben sie mich..."
Im Unterschied zum revolutionären Feuertemperament Majakowskis, erinnert sie an einen „Schmetterling, der sich verflog in das Zimmer eines Menschenlebens"; ein Gleichnis, das die Lyrikerin auf sich selbst bezog. So verschieden die beiden Namen nicht nur in der Auffassung von Lyrik waren – von ihrem Volk wurden und werden sie gleichermaßen geliebt. Und für das Volk und seinen Aufbruch in eine neue Zeit schrieb auch sie: „Nein, nicht mit denen bin ich, die das Land / Dem Feind hinwarfen, Fleisch zum Fraß. / Ihr plumpes Schmeichelwort, ich nehms nicht an. / Ihnen mein Lied nicht, das ich den Freunden gab."
Nach dem Tode von Achmatowas poetisch verwandtem Freund, dem Dichter Alexander Blok, tröstete und bangte eine Verehrerin Ende 1921 in einem Brief: „Jetzt, da er nicht mehr ist, Ihr ebenbürtiger, einziger geistiger Bruder, wird noch deutlicher, daß Sie da sind, daß Sie atmen, sich abhärmen... Sie sind freudige Erfüllung und lichte Seele für alle, die falsch gelebt haben, im Schmutz erstickt und vor Kummer gestorben sind. Verstummen Sie nicht, sterben Sie nicht bei lebendigem Leibe." Viele ihrer Generation, die vor ihr starben und denen die Achmatowa mit ihren Gedichten ein Gedächtnis bewahrte: Wladimir Majakowski, Ossip Mandelstam, Michail Bulga-

Die Faszination der Achmatowa inspirierte Amedeo Modigliani zu seinem Gemälde, das er „Portrait de Margueritte" nannte

kow, Marina Zwetajewa. Persönliches Leid mußte Achmatowa 1921 erleben, die Erschießung ihres ersten Mannes, des Dichters Nikolai Gumiljow, dem Beteiligung an einer monarchistischen Verschwörung vorgeworfen wurde.

Die Faszination, die von der „Königin des Wortes“ ausging, die Erhabenheit, die sie verkörperte, geben zahlreiche Werke der Dichtung und Malerei wieder. Das Porträt-Gemälde, das Nathan Altman 1914 schuf – es zählt zu seinen Meisterwerken und hängt im Leningrader Russischen Museum – liebte Anna Achmatowa am meisten. Zwei Musen, einander zugetan: der Meister und sein Modell. Die Dichterin schildert ihr Befinden 1915 in dem Zyklus „Weißer Schwarm“:

„Schritt auf die alte Brücke zu. / Ein Zimmer dort, das einem Käfig gleicht, / Unterm Dach des schmutzigen Hauses / Wohnte er, pfiff wie ein Zeisig vor der Staffelei / Und klagte fröhlich und sprach traurig / über nie erlebte Freude. / Wie in einen Spiegel blickte ich besorgt / auf die graue Leinwand, und mit jeder Woche / Erkannte ich mich immer weniger wieder / Auf meinem neuen Bild.“

Das Gemälde gibt ihre äußeren Züge nicht naturalistisch wieder, zielt vielmehr mit neuen Formelementen auf psychologische Tiefenwirkung. Anna Achmatowa wirkt körperlich schwerelos, grazil, wie gemeißelt und in sich ruhend. Altmans Bild wird zum optischen Ausdruck der Poetik seines Visavis. Der Kunsthistoriker Nikolai Punin, ihr späterer Mann, machte 1916 in einem Aufsatz erstmals auf dieses Bild aufmerksam.

Wir wissen, was heute auf der
Waage liegt
Und was heute geschieht.
Unsre Uhr schlug die Stunde der
Tapferkeit,
Sie verläßt uns nicht, wir
nicht sie.

Dem Leid, das gegen Tausende von Türen trat, gab Anna Achmatowa im Sommer 1942 in Taschkent, über dreitausend Kilometer von ihrer von Hitlertruppen belagerten Stadt Leningrad entfernt, zwingenden Ausdruck. „Es steht meine Stadt mit Brettern vernagelt... / Und schwer sind die Grabplatten / Auf deinen schlaflosen Augen. / ...‚Zuhause‘ – dies fröhliche Wort aber kennt / Jetzt keiner, denn es sehen alle / Zu fremden Fenstern hinaus: in Taschkent / Der eine, und in New York / Ein andrer, und der Verbannung / Bittere Luft gleicht vergiftetem Wein.“

Wie der Dichter Nikolai Tichonow brachte auch die Achmatowa ein neues Heimatgefühl in die Dichtkunst des Großen Vaterländischen Krieges ein. „Den Kindern, den Gräbern geloben wir, daß kein Feind uns auf die Knie zwingt!“ Worte der Leidenschaft und Hingabe für die Heimat. In den Tagen feindlicher Bedrohung wurde die Lyrikerin zur Verteidigerin und Bewahrerin ihrer geliebten Muttersprache.

Anna Achmatowa 1923, fotografiert von Moisei Nappelbaum

„Wer viel gelitten hat, hat vieles begriffen“, so beschreibt Aitmatow das Verhältnis von russischer Kunst und Geschichte. Das Nachdenken über russische Geschichte ging immer stärker auch in die Dichtung der Achmatowa ein, meditierend-philosophisch weitete und vertiefte sie das historische Bewußtsein in der Lyrik. Ihr Hauptwerk, das dreiteilige „Poem ohne Held“, an dem sie fünfundzwanzig Jahre arbeitete, reflektiert Epochenerfahrung.

Noch vor Kriegsende kehrte Anna Achmatowa nach Leningrad an die Fontanka zurück. Im einstigen Palais des Grafen Scheremetjew, einem Haus aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, bewohnte sie ein Zimmer mit Bürotisch, Bett und Stuhl: ihr „Fontanny Dom“. Von der Wand blickte eine vorrevolutionäre Erinnerung aus Paris: eine Federzeichnung Modiglianis von 1911, die Anna Achmatowa als junge Dichterin darstellt. Die ungewöhnliche Bewohnerin des ungewöhnlichen Hauses schreibt: „Das Fenster des Zimmers geht auf einen Garten hinaus, der älter ist als Petersburg, man sieht es an den Jahresringen der Eichen. In der Schwedenzeit stand hier eine Meierei. Peter schenkte Scheremetjew dieses Gelände für dessen Siege.“

Ihr äußeres Leben sah schmucklos aus. Kargheit barg für sie zugleich ein Stück Idealität: un-bedingt zu leben, sich nicht von Dingen und Bedingungen abhängig zu machen.

„Losgesagt hab ich mich von jedem Gut, von jedem irdischen Nutzen“, lautet ein Bekenntnis der Dichterin, die ihr ganzes Leben als Nomadin durch Raum und Zeit zog.

Bei Spaziergängen durch die Stadt gab sie sich gern Detailbetrachtungen von Bauwerken hin. Architektur war ihr die liebste aller Künste. Brücken, Türme, Statuen spielen in ihren Gedichten eine nicht zu übersehende Rolle.

In einem Zeitungsaushang, 1946, las Anna Achmatowa, auf Zehenspitzen stehend, über fremde Köpfe hinweg von ihrem Ausschluß aus dem Schriftstellerverband. „Aristokratismus“ und „Salonpoesie“ waren Vorwürfe des Shdanowschen Kunstdogmatismus, mit denen Anna Achmatowa die Anerkennung als Poet ihres Volkes abgesprochen wurde. Die Zeit bis zu ihrer Rehabilitierung 1956 war darüber hinaus belastet durch die siebenjährige Trennung von ihrem einzigen Sohn Lew Nikolajewitsch. Ihre Gedichtfolge „Requiem“ spiegelt sein schweres Schicksal.

Nach diesen lastenden Jahren fand das noch immer wache Interesse der Achmatowa an den Neuheiten der Kunst wieder Auftrieb. Ab 1958 erschienen neue Ausgaben ihrer Gedichte. Sie las eifrig, was debattiert wurde, besuchte Ausstellungen, versäumte keinen guten Film und begeisterte sich für den italienischen Neorealismus. Mit Freunden sprach sie gern übers Kino, das sie noch von seinen Anfängen her kannte.

Noch zu Lebzeiten wurde ihr internationale Ehre zuteil. In Italien erhielt sie 1964 den „Ätna Taormina“-Preis. Die Ehrendoktorwürde der Universität Oxford nahm die „Sappho der russischen Literatur“, wie es in der Laudatio hieß, 1965 entgegen. Sie war auch als Kandidatin für den Nobelpreis in der Diskussion.

In autobiographischen Notizen schrieb sie 1965: „Ich habe nie aufgehört, Gedichte zu schreiben. Für mich waren sie die Verbindung zur Zeit, zum neuen Leben meines Volkes. Beim Dichten war ich erfüllt vom Rhythmus der heldenhaften Geschichte meines Landes. Ich bin glücklich, in unvergleichlichen Jahren gelebt zu haben und Zeuge einmaliger Ereignisse gewesen zu sein.“

Anna Achmatowa starb am Morgen des 5. März 1966. Ihr Wort aber lebt weiter. Für viele ist sie ein noch unentdeckter literarischer Planet. Doch er existiert, genauso wie der Anfang dieses Jahres von sowjetischen Kosmologen in den Weiten des Alls entdeckte Himmelskörper, der seither ihren Namen trägt.

Ein Beitrag von Günter Egemann

Es war nicht mehr auszuhalten in dieser Schneiderwerkstatt des öden Provinzstädtchens – all diese Schnittmuster, das Rattern der Maschinen, die Launen der Kundinnen – hier, wo Alexandra Iwanowa gelernt und wer weiß wie viele Jahre schon als Zuschneiderin gearbeitet hatte. Es gab nichts, worüber Alexandra Iwanowa sich nicht aufregen mußte, an allem hatte sie etwas auszusetzen, sie tadelte die unterwürfigen Lehrmädchen, und auch über Tanetschka fiel sie her, die jüngste der Meisterinnen, die gestern hier noch Lehrmädchen gewesen war. Anfangs hatte sich Tanetschka in Schweigen gehüllt, doch dann sagte sie in einem so höflichen Ton und so ruhig, daß alle außer Alexandra Iwanowa zu lachen begannen:

„Wißt Ihr, Alexandra Iwanowa, Ihr seid eine richtige Hündin."

Alexandra Iwanowa fühlte sich gekränkt.

„Bist selber eine Hündin!" schrie sie Tanetschka an.

Tanetschka saß da und nähte. Von Zeit zu Zeit blickte sie von ihrer Arbeit auf und machte ruhig und gelassen ihre Bemerkungen. „Dauernd müßt Ihr bellen... Ihr seid eben eine Hündin... Ihr habt auch eine richtige Hundeschnauze... Und Ohren wie ein Hund... Und einen zerzausten Schwanz... Die Herrin wird Euch bald wegjagen, weil Ihr ein ganz böses Hundevieh seid, so ein Köter, der mit der Kette rasselt."

Tanetschka war ein blutjunges, rosiges, niedliches Mädchen mit einem unschuldigen, gutmütigen, ein klein wenig schalkhaften Gesichtchen. Sie machte einen friedlich-stillen Eindruck. Gekleidet war sie wie die Lehrmädchen, und sie ging barfuß. Ihre Augen waren leuchtend hell, ihre Brauen strebten in hohem lustigem Bogen über die gleichmäßig geschwungene strahlendweiße Stirn zu dem glattgekämmten kastanienbraunen Haar hinauf, das aus der Ferne schwarz erschien. Tanetschkas Stimme hatte einen sanften, süßen, einschmeichelnden Klang. Und wenn man nur auf den Klang, nicht auf die Worte hörte, dann schien es, als sage sie Alexandra Iwanowa reine Liebenswürdigkeiten.

Die anderen Meisterinnen lachten, die Lehrmädchen verbargen sich prustend hinter ihren schwarzen Schürzen und blickten verstohlen auf Alexandra Iwanowa – aber Alexandra Iwanowa saß nur da, puterrot vor Wut.

„Du Luder", schrie sie los. „Ich pack dich an den Ohren. Ich reiß dir jedes Haar einzeln aus!"

In einem ganz lieben Ton antwortete Tanetschka:

„Ein bißchen kurze Pfoten... Der Köter knurrt und fletscht die Zähne... Da muß ein Maulkorb gekauft werden."

Alexandra Iwanowa stürzte auf Tanetschka los. Doch bevor Tanetschka ihr Nähzeug hinlegen und aufstehen konnte, trat die Herrin herein, schwergewichtig, breit, mit den Falten ihres lila Kleides raschelnd. In strengem Ton sagte sie:

„Alexandra Iwanowa, was machen Sie da für einen Skandal!"

Mit bebender Stimme erwiderte Alexandra Iwanowa:

„Irina Petrowna, das ist unerhört! Verbietet der da, daß sie mich eine Hündin nennt!"

Und Tanetschka beklagte sich:

„Wegen nichts und wieder nichts hat die gebellt. Wegen Kleinigkeiten legt sie sich dauernd mit mir an und bellt."

Doch die Herrin sah auch sie streng an und sagte:

„Tanetschka, ich kenne dich ganz genau. Du fängst ja wohl auch oft genug an, nicht wahr? Mach mir bloß nicht weis, daß du so eine große Meisterin bist. Könnte sein, daß ich dein Mütterchen mal einlade, so aus alter Freundschaft."

Tanetschka schoß das Blut ins Gesicht, doch bewahrte sie weiterhin ihre unschuldige und freundliche Miene. Voller Ergebenheit sagte sie zur Herrin:

„Verzeiht, Irina Petrowna, ich werd's nicht mehr tun. Bloß, ich geb mir dabei Mühe, die nicht zu kränken. Das sind nämlich ganz schlimme Sachen, so was sollte die nicht sagen, so wie – ich pack dich an den Ohren. So eine Meisterin ist die nämlich, aber ich bin nicht so, und dabei bin ich kein kleines Mädchen mehr."

„Bist du jetzt fertig, Tanetschka?" fragte die Herrin eindringlich und ging auf Tanetschka zu, und in der still geworde-

Schon einmal veröffentlichten wir an dieser Stelle eine Erzählung von Fjodor Sologub (1863–1927), jenem bedeutenden Vertreter des russischen Symbolismus. Auch in unserer heutigen schont er seine Leser nicht. Und wieder ist sie phantastisch-unheimlich, wie alle seine Geschichten. „Der weiße Hund" ist in dem von Eckhard Thiele herausgegebenen Erzählungsband „Der vergiftete Garten", Buchverlag „Der Morgen", enthalten. Die Übersetzung besorgte Hans Loose.

Fjodor Sologub

Der weiße Hund

nen Werkstatt waren zwei schallende Ohrfeigen und Tanetschkas leiser Aufschrei – aua! aua! – zu hören.
Krank vor Zorn machte sich Alexandra Iwanowa auf den Heimweg. Tanetschka hatte ihre wundeste Stelle getroffen.
‚Hm, eine Hündin, na, dann eben eine Hündin', dachte Alexandra Iwanowa. ‚Aber was will sie denn bloß? Ich bohre doch auch nicht rum, wer sie ist, eine Schlange, oder meinetwegen eine Füchsin oder sonstwas, ich schleiche nicht rum und spür ihr nicht nach, wer sie ist. Tatjana eben, und Schluß. Alles läßt sich rauskriegen, aber warum bloß sich dabei beschimpfen. Warum ist eine Hündin schlechter als jemand anders?"
Die helle Sommernacht ächzte und seufzte, von den vertrauten Feldern her wehte ein wohlig-schlaffer erfrischender Hauch in die friedlichen Straßen des Städtchens. Der Mond stieg auf, leuchtend und rund, genauso wie auch damals, wie dort, über der weiten öden Steppe der Heimat, wo sie wild und in Freiheit umherschweiften und heulten in ihrer uralten irdischen Sehnsucht, so wie damals, so wie dort.
Wie damals glühten die sehnsuchtsvollen Augen und das wilde Herz, das in der Stadt die Weite der Steppe nicht vergessen hatte, zuckte voller Wehmut, und das quälende Verlangen wilden Aufschreis preßt die Kehle zusammen.
Sie wollte sich schon auskleiden, aber wozu? An Schlaf war nicht zu denken.
Sie ging vor die Tür. Die warmen Dielenbretter des ungefegten Fußbodens im Flur wippten und quietschten unter ihren nackten Füßen, und kleine Späne und Sandkörnchen kitzelten ihr die Fußsohlen, die dabei angenehm zu prikkeln begannen.
Sie ging unter das Vordach hinaus. Babuschka Stepanida saß dort, schwarz in ein schwarzes Tuch gehüllt, vertrocknet und runzlig. Zusammengekrümmt hockte die Alte da, und es schien, sie wärmte sich in den Strahlen des kalten Mondes.
Alexandra Iwanowa setzte sich neben sie auf die Stufen der Treppe. Sie betrachtete die Alte von der Seite her. Die große gebogene Hexennase erschien ihr wie der Schnabel eines alten Vogels. ‚Eine Krähe?' dachte Alexandra Iwanowa.
Wehmut und Angst vergessend, lächelte sie. Ihre Augen, klug wie die eines Hundes, leuchteten fröhlich über dies gelöste Rätsel auf. Die im bleichgrünen Mondlicht zerfließenden Falten ihres welken Gesichtes wurden mit einem Male unsichtbar, und sie war wieder jung, heiter und leichten Mutes wie zehn Jahre zuvor, als der Mond sie noch nicht geheißen hatte, die Nächte hindurch zu bellen und zu heulen, drüben an den Fenstern der dunklen Badehütte.
Sie rückte näher an die Alte heran und fragte mit schmeichelnder Stimme:
„Babuschka Stepanida, was ich Euch schon immer mal fragen wollte…"
Die Alte wandte ihr das dunkle, von tiefen Falten durchzogene Gesicht zu, und mit ihrer scharfen Greisenstimme fragte sie – sie schnarrte wohl mehr:
„Na, was denn, meine Schöne? Frag schon!"
Alexandra Iwanowa lachte still in sich hinein und zog ihre schmalen Schultern zusammen, ein Schauer lief ihr plötzlich den Rücken hinab, und sie sagte ganz leise:
„Babuschka Stepanida, mir scheint – das stimmt doch, nicht wahr? –, ich weiß gar nicht, wie ich's sagen soll – und Ihr dürft nicht gekränkt sein, Babuschka, ich meine das nämlich nicht böse…"
„Na sprich dich schon aus, meine Gute, hab keine Angst", sagte die Alte.
Mit hellen durchdringenden Augen blickte sie auf Alexandra Iwanowa. Sie wartete. Dann setzte Alexandra Iwanowa noch einmal an: „Mir scheint, Babuschka – Ihr dürft aber bestimmt nicht gekränkt sein – mir ist, Babuschka, als wärt Ihr eine Krähe."
Die Alte wandte sich ab. Es schien, sie rief sich etwas ins Gedächtnis zurück. Der Kopf mit der scharf hervortretenden Nase nickte und wiegte sich hin und her. Manchmal dachte Alexandra Iwanowa, die Alte schlummerte schon, halb im Wachen, halb im Schlaf flüsterte sie etwas vor sich hin. Flüsterte mit wiegendem Kopf uralte versunkene Worte. Zauberwirkende Worte…
Es war still auf dem Hof, nicht hell, nicht dunkel, alles ringsum schien verzaubert vom kaum hörbaren Flüstern der uralten ewigen Worte. Alles war in Qual und Rausch. Das Leuchten des Mondes, Sehnsucht preßte das Herz, alles war weder Träumen noch Wachen. Tausend Gerüche, tagsüber unbemerkt, nahmen die scharfen Sinne wahr, gemahnend an das Uralte, Anfängliche, vergessen in langen Jahrhunderten.
Kaum vernehmbar murmelte die Alte:
„Eine Krähe bin ich schon. Nur Flügel hab ich keine. Und ich krächze, und ich schnarre, Schlimmes, Schlimmes, doch die da kümmert's nicht. Mir ist gegeben vorherzusehen, und ich muß, meine Schöne, muß krächzen und schnarren, doch die Leute, die wollen mich nicht hören. Erblick ich aber den, der gezeichnet ist, will ich schnarren, das will ich."
Die Alte breitete plötzlich ihre Arme weit aus und rief mit ihrer scharfen Stimme zweimal:
„Karr, karr!"
Alexandra Iwanowa fuhr zusammen und fragte:
„Wem, Babuschka, schnarrst du denn zu?"
„Dir, meine Schöne, dir", erwiderte die Alte.
Es wurde ihr unheimlich, neben der Alten zu sitzen. Alexandra Iwanowa ging in ihre Stube. Sie setzte sich unter das geöffnete Fenster. Sie hörte, daß zwei vor dem Tor saßen und redeten.
„Er heult und heult", ließ sich eine tiefe böse Stimme vernehmen.
„Und du, hast du ihn gesehen, Onkel?" fragte ein sanftes Tenorstimmchen.
Sogleich machte sich Alexandra Iwanowa ihre Vorstellung von dem, dem dieses Tenorstimmchen gehörte: ein sommersprossiger Bursche mit rötlichem gekräuseltem Haar, ein Hiesiger, vom selben Hof.
Eine Minute dumpfes Schweigen verging. Dann erklang die heisere böse Stimme.
„Hab ihn gesehen. Groß ist er. Weiß. Liegt am Badehaus und heult zum Mond hinauf."
Und bei dieser Stimme stellte sie sich einen schwarzen Bart vor, wie eine Schaufel so groß, eine niedrige faltige Stirn, Schweinsäuglein und stämmige breit aufgestellte Beine.
„Warum heult er denn, Onkel?" fragte der Sanfte.
Die Antwort des Heiseren folgte wiederum erst nach einer Weile: „Bedeutet nichts Gutes… Und woher er gekommen ist, weiß ich nicht."
„Sag mal, Onkel, wenn das nun ein – Werwolf ist?" fragte der Sanfte.
„Wandle dich nicht!" antwortete der Heisere.
Der Sinn dieser Worte war nicht zu begreifen, aber wozu darüber nachdenken. Sie hatte ohnehin keine Lust mehr, den beiden zuzuhören. Was sollten ihr Klang und Sinn menschlicher Rede!
Der Mond schien ihr geradewegs ins Gesicht und rief und drängte beständig. In dumpfer Sehnsucht krampfte sich das Herz zusammen. Und sie hielt es nicht mehr aus, auf der Stelle zu sitzen.
Alexandra Iwanowa zog sich schnell aus. Nackt und weiß, ging sie leise in den Flur hinaus. Sie machte die Außentür nur einen Spalt breit auf, niemand war unter dem Vordach oder auf dem Hofe, sie huschte durch den Hof und den Garten und lief bis zur Badehütte. Das scharfe Gefühl von Kälte, das ihren Leib durchrann, und die kühle Erde unter den Füßen stimmten sie froh. Bald erwärmte sich ihr Körper.
Sie legte sich ins Gras, auf den Bauch. Sie stützte sich auf die Ellenbogen, hob ihr Gesicht zum bleichen Mond empor, der sie mit tödlicher Sehnsucht erfüllte, und begann langgezogen zu heulen.
„Horch, Onkel, da heult er wieder", sagte am Tor der Krausköpfige.
„Er heult wieder, der Verfluchte", erklang gemächlich die heisere böse Stimme.
Sie erhoben sich von der Bank, die Klinke an der Pforte klapperte.
Leise gingen sie über den Hof und durch den Garten, alle beide. Voran der Ältere, stämmig und schwarzbärtig, ein Gewehr in den Händen. Der Krausköpfige schmiegte sich feige an ihn und lugte hinter seinen Schultern hervor.
Hinter der Badehütte lag ein großer weißer Hund im Gras und heulte. Den Kopf, schwarz am Scheitel, hatte er zum Mond emporgehoben, der am klaren Himmel seinen Zauber trieb. Die Hinterpfoten hatte er sonderbar rückwärts gestreckt, während er sich mit den vorderen fest und gerade auf die Erde stützte. Im blaßgrünen trügerischen Licht des Mondes erschien er riesig groß, stark und dicht, so groß wie es kaum einen Hund auf der Erde gibt. Der schwarze Streifen, der sich vom Kopf her über den Rücken zog, sah aus wie ein sich windender Zopf. Der Schwanz war nicht zu sehen, sicher hatte er ihn untergeschlagen. Das Körperhaar war so kurz, daß der Hund aus der Ferne nackt erschien. Das Fell schimmerte matt im Mondlicht. Was da im Gras lag und heulte, sah mehr einer nackten Frau ähnlich.
Der Schwarzhaarige legte an. Der Krausköpfige bekreuzigte sich murmelnd.
Dumpf dröhnte der Schlag des Schusses. Der Hund jaulte auf, sprang auf die Hinterpfoten, warf sich empor, bleich wie eine nackte Frau, blutüberströmt jagte er davon, winselnd, jaulend, heulend.
Der Schwarzbärtige und der Krausköpfige stürzten ins Gras, in wildem Schrecken heulten sie auf.

Zeichnung: Regine Röder-Ensikat

Nur wer seine Pflicht genau kennt, kann ihr rechtzeitig

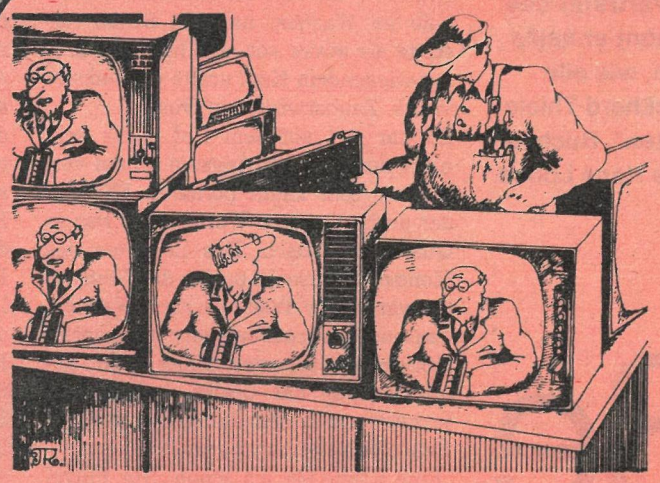
Heutzutage muß man die Leute motivieren, anbrüllen allein nützt nichts mehr.

Hans-Dieter Schütt

Man muß überall etwas Farbe hineinbringen, ohne daß es viel kostet, man muß es nur verstehen.

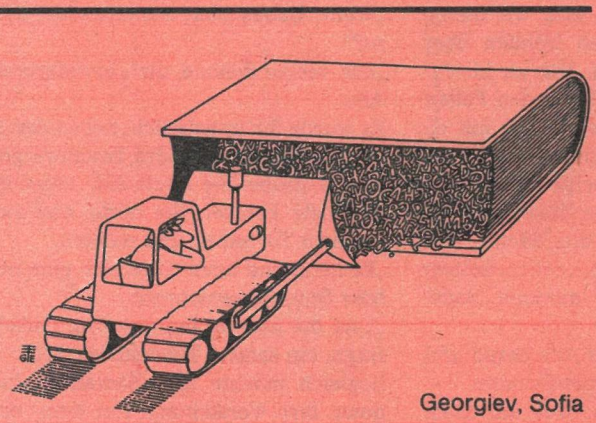
B. Brecht

Kulinitsch, Sotschi

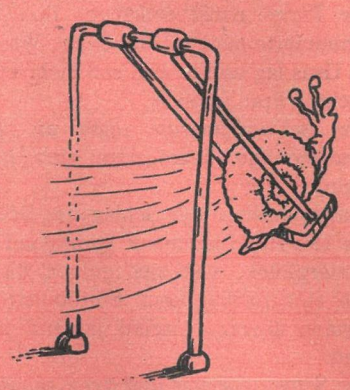


Steger

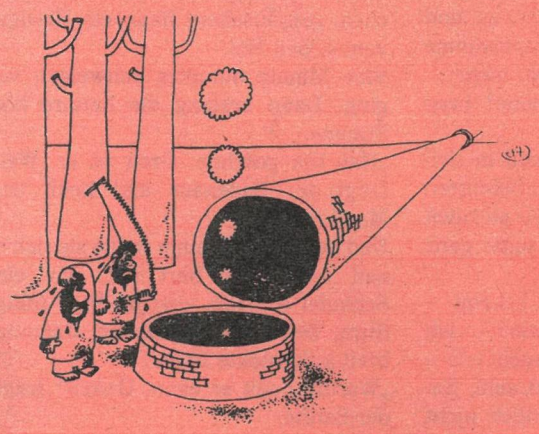
Surowzew, Woronesh



Georgiev, Sofia



Armer verschaukelter Schneck von Kasanewski, Kiew



Nekrassow, Moskau

Lew Nowoshenow

Geh-Werkzeuge

Mein Auto war kaputt. Ich saß zu Hause und war wegen der bevorstehenden Reparatur in düsteres Nachdenken versunken, als meine Frau schüchtern vorschlug: „Vielleicht gehen wir einfach spazieren?"

„Was heißt spazierengehen?" wunderte ich mich. „Na einfach so, zu Fuß", sagte meine Frau und wurde rot.

„Du möchtest also sagen, daß wir auf dem Bürgersteig hin und herlaufen wollen?"

fahrer!" rief ich aus. „Mußt du nicht auf dem Bürgersteig…" erwiderte sie, gänzlich in Verwirrung geraten.

Der Gedanke spazierenzugehen brachte mich zunächst auf, erschien mir dann aber doch originell und spaßig. Kurz, wir zogen uns an und gingen los. Anfangs gingen wir immer nur geradeaus, aber dann schlug meine Frau vor, einmal links abzubiegen.

„Bist du sicher, daß man hier links abbiegen kann?" fragte ich. „Wir fahren doch jetzt nicht Auto!"

„Ach so!" besann ich mich, und wir bogen links ab. Wir gingen gemäßigten Schrittes, als meine Frau plötzlich bemerkte: „Komm, überholen wir doch diese Leute!"

„Na los!" freute ich mich.

Bald machten wir uns einen Spaß daraus, einen nach dem anderen zu überholen. Da tauchte vor uns ein breiter Rücken auf. Er bewegte sich auf der Mitte des Fußweges und wollte keinesfalls den Weg freigeben. „Hupe doch mal!" riet meine Frau.

„Tut, tut!" brach es irgendwie von selbst aus mir heraus. „Halt an, halt an!" rief meine Frau und klammerte sich an meinen Arm, doch da war es schon zu spät. Wir prallten auf den langen Kerl auf, dessen Ausmaße an einen Kipper erinnerten.

„Du kannst ja überhaupt nicht fahren!" fiel er über mich her. „Und Sie haben wohl mein Hupen nicht gehört?" gab ich zurück. „Ich rufe gleich einen Verkehrspolizisten!" spielte er sich auf. Doch da trat meine Frau dazwischen: „Kommt endlich zur Besinnung! Ihr seid doch nicht im Auto!" Das wirkte wie eine kalte Dusche. „Kumpel! Autofahrer!" rief ich aus. „Mußt du Ärmster auch zu Fuß gehen! Wie kam's denn?" „Die Hinterachse ist hin", sagte er düster. „Bei mir der Vergaser…" Wir umarmten uns brüderlich. „Machen wir uns bekannt!" Ich stellte mich vor. „Meine Autonummer ist MMCh 22-98, und das hier ist meine Frau." „Sehr angenehm, MML 10-65", erwiderte er.

Und so begannen wir ein Gespräch, wie es unter Autofahrern üblich ist. Wir machten unseren Herzen Luft. Und dann startete er und fuhr weg. Mit einer Geschwindigkeit von vier Kilometern pro Stunde. Ich setzte mich mit meiner Frau heimwärts in Bewegung – es war schon an der Zeit, wieder zu tanken.

Günter Rzehaczek

Schneewittchen und die sieben Werkzeuge

Schneewittchen lebte hinter den sieben Bergen glücklich und sorgenlos inmitten ihrer sieben handwerklich begabten Zwerge. Der erste zauberte ihm ein hübsches Häuschen, der zweite setzte ein rotes Ziegelhäubchen drauf, der dritte baute einen gemütlichen Kamin, der vierte ließ in seinen Äuglein ein chromblitzendes Bad spiegeln, der fünfte legte um das Häuschen einen wundervollen Garten an, der sechste holte ihm die schönsten Rhythmen und buntesten Tele-Bilder ins gute Stübchen, und der siebente konstruierte ihm ein spritziges gläsernes Automobil. Und wenn die Defekthexe einmal an die Tür klopfte, verjagten die sieben handwerklich begabten Zwerge diese im Handumdrehen, Schneewittchen war glücklich.

Da schlich tückisch die böse Stiefmutter heran – mit sieben goldenen Äpfelchen, und die Zwerge liefen ihr nach. Schneewittchen wurde traurig und weinte sorgenvoll sieben kullergroße Tränen, die sich – wie von einer guten Fee berührt – augenblicklich in die Handwerkszeuge ihrer entführten Zwerge verwandelten. Zaghaft nahm Schneewittchen sie auf. Und augenblicklich spürte sie ein großes Talent in sich wachsen… Und wurde eine begehrenswerte Partie für ihren Prinzen!

Jo Schulz

Tragödie einer eisernen Liebe

Ein Hämmerlein, Gewicht: ein Kilo
verknallte sich
in die robuste
schmiedeeiserne ‚Venus von Milo',
den Amboß Auguste.

Er sah sie täglich
Funken sprühn
und konnte sie niemals
allein erwischen.
Trotz heißem Bemühn.

Es kam immer was
dazwischen!

„Schlag nach, wenn du zwei linke Hände hast!" hämmerten sich ein: Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik).

2 Wochenspruch

Wo ein Wille ist, ist auch ein „geht nicht"

Es ist ärgerlich, wie lange manche Arbeit aufgeschoben werden muß, ehe man

Max Liebermann **Der weltgeschichtliche Moment**

Mein verstorbener Freund Jettel pflegte jedem, der ihn besuchte – und welcher deutsche Maler, der im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts nach Paris kam, hat ihn nicht besucht! –, die Geschichte von dem Wiener Akademiedirektor zu erzählen, wie der Meisterschüler den Karton zu seinem ersten Bilde „Luther schlägt die Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg" zeichnet. Nach monatelangem Korrigieren und Ändern ist endlich der Karton fertig, und die Komposition wird auf die Leinwand gepaust: Luther schwingt den Hammer, während die Menge ihm begeistert zujauchzt. Als der Direktor zur Korrektur kommt, lobt er die Komposition, aber er meint, daß es der Erhabenheit des weltgeschichtlichen Moments nicht angemessen sei, daß Luther eigenhändig den Hammer schwinge. Das müsse einer seiner Jünger tun. Dem braven Schüler leuchtet das ein, und die Komposition wird demgemäß verändert: Während Luther die Menge haranguiert, schwingt der Nächststehende den Hammer; als der Meister wiederkommt, billigt er die Änderung, aber er meint, daß nicht der Luther Nachstehende, sondern dessen Nachbar die Thesen anschlagen müsse, um nicht die Aufmerksamkeit des Beschauers von der Gestalt Luthers, der doch die Hauptperson im Bilde sei, abzulenken. So geht's durch ein viertel oder halbes Jahr weiter, bei jedem Besuche im Atelier des Schülers meint der Direktor, daß der nächste den Hammer schwingen müsse, bis alle der Reihe nach den Hammer geschwungen haben und der Direktor zu dem Schlusse kommt, daß in der furchtbaren Erregung des weltgeschichtlichen Moments Luther den Hammer selbst in die Hand nehmen und die Thesen eigenhändig anschlagen würde.

Kossobukin

Handwerkskasten

Ordnung läßt atmen, Pedanterie erstickt.

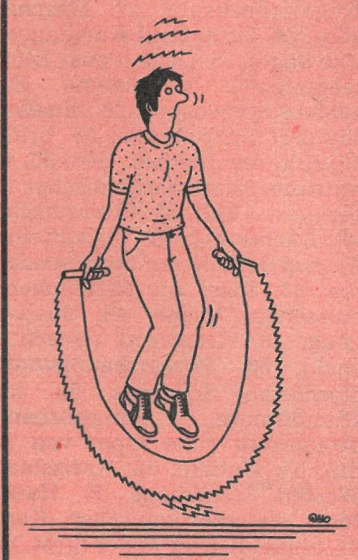
H.-D. Schütt

Kossobukin, Kiew

Sage nie: Dann solls geschehen!
Öffne dir ein Hinterpförtchen
Durch „Vielleicht", das nette Wörtchen,
Oder sag: Ich will mal sehen!

Wilhelm Busch

Pawelec



Maistrenko, Leningrad

Hobby-Wirker

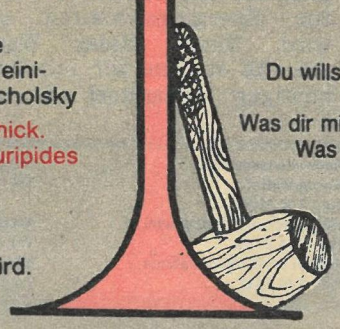
Schade, daß man nicht dabeisein kann, wenn die andern über uns sprechen – man bekäme dann einigermaßen die richtige Meinung von sich. K. Tucholsky

Auch starker Männer Nacken beugt das Mißgeschick.
Euripides

Wer in der Ferne pocht, schweigt in der Nähe.

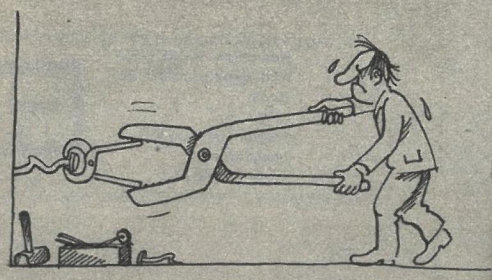
Die Dümmsten sind überall die Schlimmsten!

Man kann besser nützen, wenn man geachtet wird.
B. Brecht

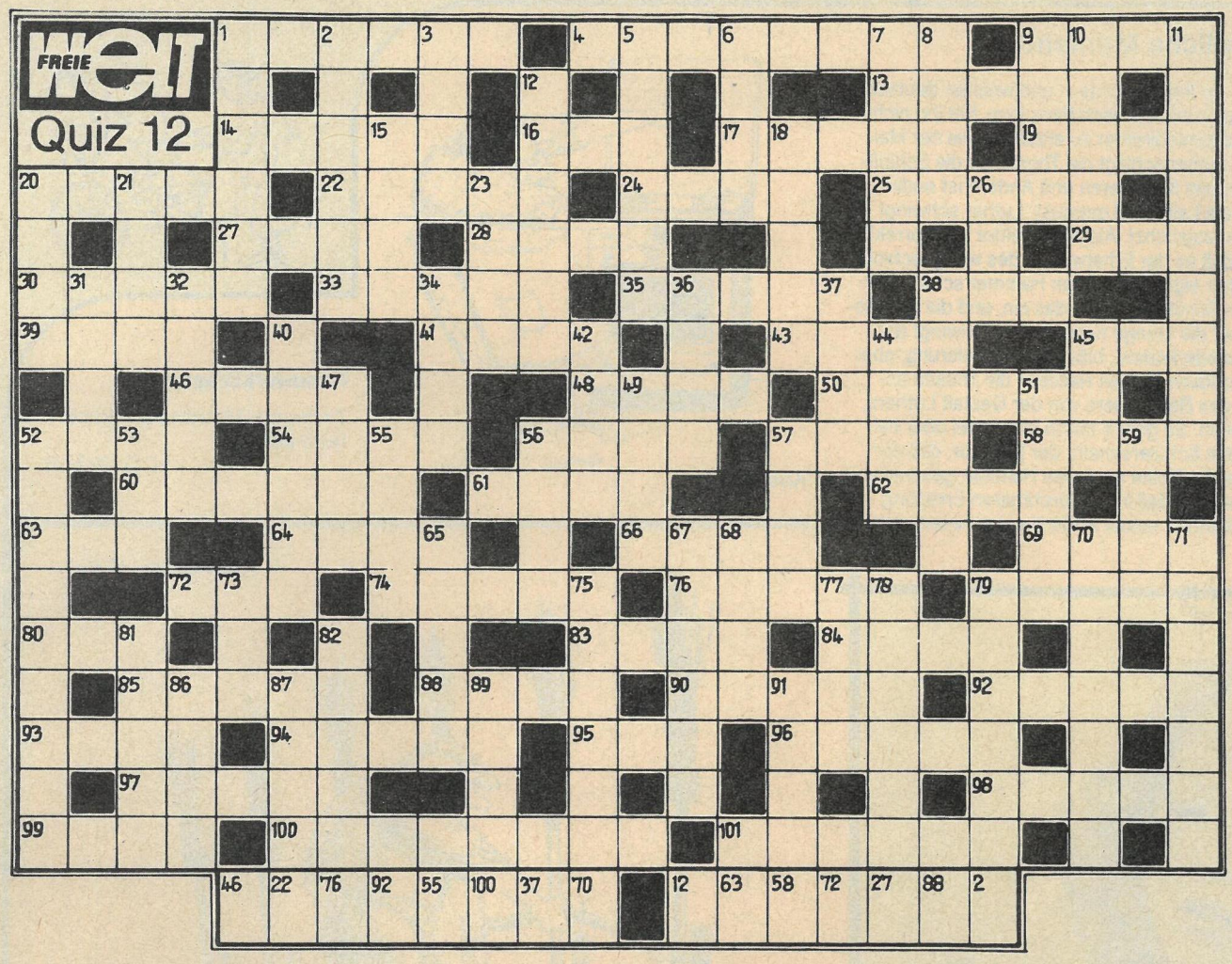


Du willst bei Fachgenossen gelten?
Das ist verlorne Liebesmüh.
Was dir mißglückt, verzeihn sie selten,
Was dir gelingt, verzeihn sie nie!

O. Blumenthal



Wenn eine Hand die andere wäscht, ist das noch lange kein Zeichen für saubere Verhältnisse.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. König der Elfen (Sage), 4. Hafenstadt im Norden der Sowjetunion, 9. Vorname eines Schalksnarren, 13. Hauptstadt im Norden Afrikas, 14. organische chemische Verbindung, 16. aromatisches Aufgußgetränk, 17. Bienenzüchter, 19. Schwung, 20. Zapfen, Kegel (Fachspr.), 22. Märchengestalt, 24. Gründerin Karthagos (antike Sage), 25. Gestalt aus „Der Bettelstudent", 27. kleine Deichschleuse (Fachspr.), 28. Musikstück für drei Instrumente, 29. britische Insel in der Irischen See, 30. Frauenname, 33. niederländischer Dichter (gest. 1932), 35. Unkrautpflanze, 38. Nachtlokal, 39. Bleistifteinlage, 41. aus Sanddünen bestehende Wüste, 43. Insel im Mittelmeer, 45. Aussehen, Miene, 46. Spaltwerkzeug, 48. Kriegsgott (griech. Mythol.), 50. Provinzhauptstadt im Nordosten Spaniens, 52. kleine Hautöffnung, 54. Sinnesorgan, 56. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 57. Untiefe, 58. Kreisstadt im Westen Rumäniens, 60. Haustierform südamerikanischer Kamele, 61. holländischer Maler (gest. 1693), 62. Wortlaut, 63. Handlung, 64. Strom in Ostsibirien, 66. männliches Haustier, 69. Mittelgebirge in der Sowjetunion, 72. Mutter Kriemhilds (Nibelungensage), 74. Teil des Mittelmeeres, 76. Männername, 79. italienische Geigenbauerfamilie (16./17. Jh.), 80. Zeichen für die alte Einheit Kalorie, 83. Vorfahrin, 84. englischer Männername, 85. Saiteninstrument, 88. mohammedanischer Fürstentitel, 90. Amtstracht, 92. Teil der Karpaten, 93. Sultanat in Südarabien, 94. inselreicher See in Finnland, 95. Gebietsteil der Indischen Union, 96. armenisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1964), 97. kleiner Lachsfisch, 98. Riesentintenfisch, 99. vergletschertes Gebirge in Kirgisien, 100. Faltengebirgssystem im asiatischen Teil der Sowjetunion, 101. Flugkörper.

Senkrecht: 1. Hafenstadt der Sowjetunion am Schwarzen Meer, 2. Eingang, Eintritt, 3. Nebenfluß der Elbe (ČSSR), 5. Ostseeinsel vor dem Oderhaff, 6. Mädchen (dicht.), 7. aufrecht stehende Grabtafel, 8. Fluß in Transkaukasien, 9. Lebewesen, 10. mohammedanische Religion, 11. Hafenstadt der Sowjetunion an der Ostsee, 12. englischer Schriftsteller irischer Herkunft (gest. 1768), 15. Hast, 18. englischer Bildhauer und Grafiker (gest. 1986), 20. Halbinsel im Schwarzen Meer, 21. chemisches Element, Edelgas, 23. altes forstwirtschaftliches Raummaß, 26. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 31. Inselnehrung, bes. bei Venedig, 32. Naturerscheinung, Dunst, 34. Brettspiel, 36. Schabeisen der Kammacher, 37. altes Längenmaß in Europa, 38. Handelsform der Edelmetalle, 40. Schlußrunde, Endkampf, 42. Bezahlung der darstellenden Künstler, 44. bestellte Gartenfläche, 45. Adler (dicht.), 47. starke Salzlösung zum Einlegen von Fleisch und Fisch, 49. wohlriechende Blume, 51. genaue Tagesangabe, 52. Fluß im Nordosten des europäischen Teils der Sowjetunion, 53. Hinweis, 55. Hauptstadt der Jemenitischen Arabischen Republik, 56. Kreisstadt in Rumänien, 57. altrömischer Kaiser, 59. phönizisch-kanaanäische Liebesgöttin, 65. Greifvogel, 67. Gewichtsklasse verschiedener Zweikampfsportarten (Kurzw.), 68. Sitz einer altgriechischen Philosophenschule (Unteritalien), 70. Werkzeug zum Ziehen der Notenlinien, 71. Volk in der Sowjetunion, 73. große Tür, 75. Kanton im Norden der Schweiz, 77. Nebenfluß der Donau, 78. Erziehungsmaßnahme nach einer Missetat, 79. das Altertum und die alte Kultur Griechenlands und Roms, 81. Hauptstadt von Tibet, 82. Frauenname, 86. gegen (griech.), 87. Singvogel, 89. Stern im Sternbild Walfisch, 91. Gesteinsschmelze aus Vulkanen.

Auf ihrem 1779 Kilometer langen Weg durch Ostsibirien und das Mittelsibirische Bergland durchfließt die Angara – der wasserreichste Nebenfluß des Jenissej – mehrere Stellen, die aufgrund ihrer natürlichen Lage so ausgebaut werden konnten, daß die Kraft des Stromes zur Energiegewinnung genutzt wird. Einen dieser Wasserabschnitte suchen wir mit unserem heutigen Preisrätsel. Es handelt sich um ein Flußgebiet, das eine Ausdehnung von 5460 km² hat und eine Wassermenge von 169 Mrd. m³ beinhaltet.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 12 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 5. Juli 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 15/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

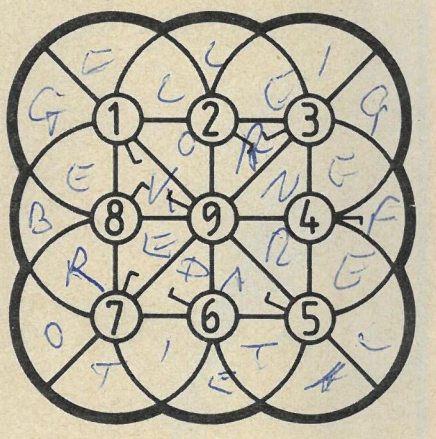
Sie können gewinnen:

1. Preis		100,– Mark
2. Preis		75,– Mark
3. Preis		50,– Mark
4. bis 8. Preis	je	25,– Mark

Wörter in Kreisen

Die Lösungswörter beginnen in dem mit dem Häkchen gekennzeichneten Feld und verlaufen in der angegebenen Richtung:

1. altrömischer Erbzinsbauer, halbfreier Pächter, 2. Turnübung, 3. alte Kettentanzform, 4. Weite, 5. andere Bezeichnung für das Königreich Burgund, 6. Speichereinrichtung für Belege und Dokumente (EDV), 7. wissenschaftlicher Herausgeber, 8. Einschnitt, 9. Ackerunkrautpflanze.



Nachsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils so ein Buchstabe anzufügen, daß sich neue Begriffe ergeben:

Obers – Kelte – Karte – Thale – Rabat – Andre – Kante.

Bei richtiger Lösung ergeben die nachgesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – den Namen einer Titelgestalt einer Oper von Wagner.

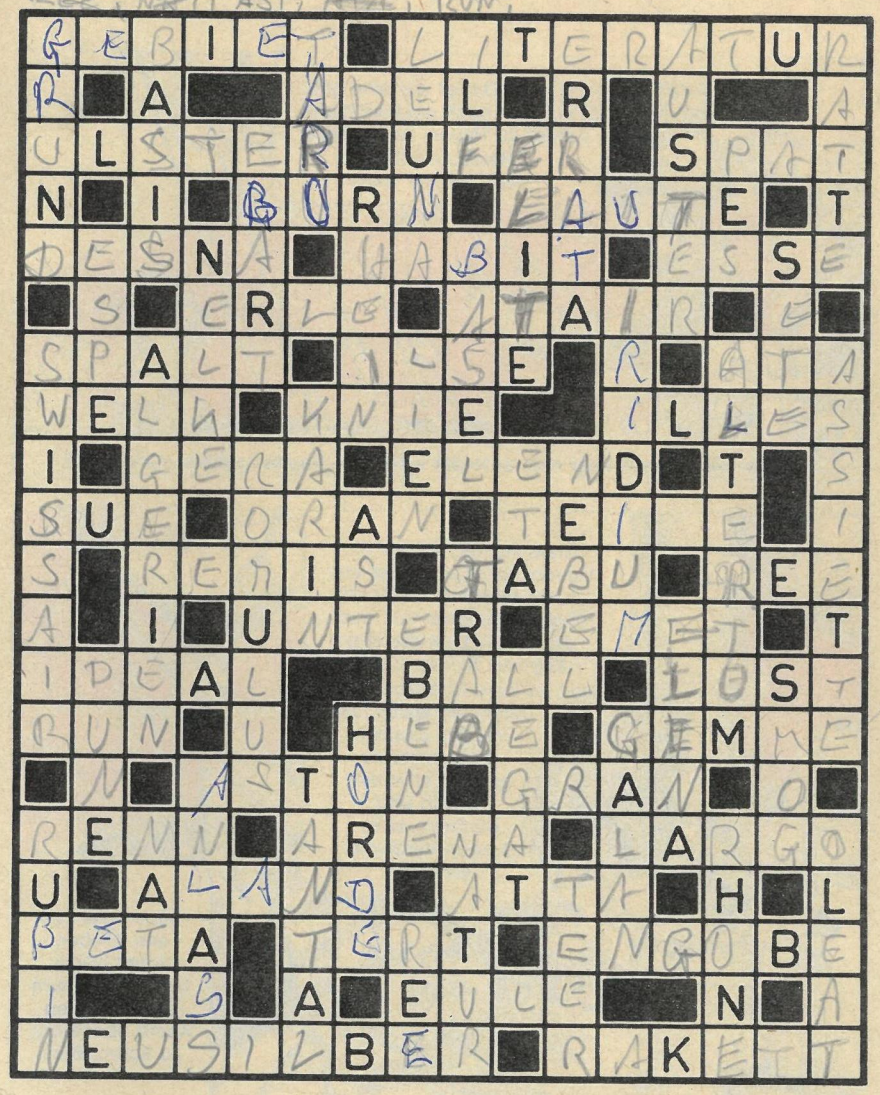
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03

Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
*
Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb



Kreuzgitter

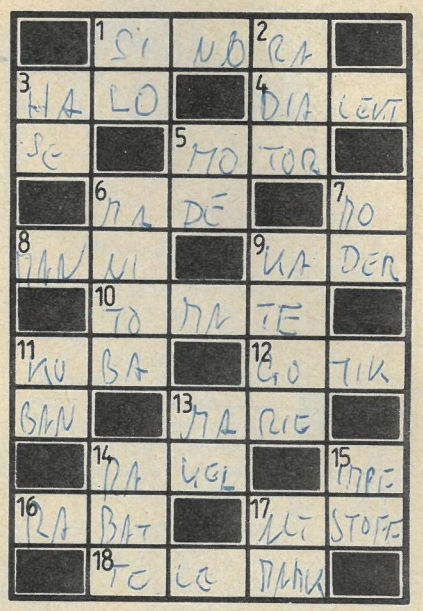
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Gesamtheit der schriftlichen Äußerungen, 2. Freude, Vergnügen, 3. nachtaktiver Vogel, 4. Wasserbrotwurzel, 5. Land in Nordafrika, 6. Rauchabzug, Schornstein, 7. Vermächtnis, 8. Bezirk der DDR, 9. griechischer Buchstabe, 10. Zwillingsbruder des Remus (röm. Sage), 11. französische Schauspielerin (geb. 1940), 12. Nagetier, Schädling, 13. Wendekommando auf Segelschiffen, 14. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 15. Legierung aus Kupfer, Zink und Nickel, Alpaka, 16. Baumteil, 17. altes Apothekergewicht, 18. Beingelenk, 19. Destillationsprodukt der Kohle, 20. weiter Herrenmantel, 21. Teil der Visiereinrichtung, 22. Sport- und Spielgerät, 23. Probe, Versuch, 24. Fundament, Grundlage, 25. flacher Behälter aus Aluminiumfolie, z. B. für Speisenzubereitung, 26. Liebhaber, Verehrer, 27. Hafenstadt im Süden Frankreichs, 28. Scheuermittel, 29. Herrscherklasse im Feudalismus, 30. Luftverkehrsgesellschaft in der Schweiz, 31. Salz der technischen Ölsäure, 32. Erholungsort im Harz, 33. Laubbaum, 34. Flaumfeder (norddt.), 35. Bezeichnung für Druckfehlerverzeichnis, 36. Frauenname, 37. Gattung der Blattschneideameisen, 38. gut spaltbares Mineral, 39. Spielkarte im deutschen Blatt, 40. chemisches Element, Edelmetall, 41. sowjetischer Autor des satirischen Romans „Zwölf Stühle", 42. Gangart des Pferdes, 43. kultisches Gebot bei Naturvölkern, etwas zu meiden, 44. Göttin der Jugend (griech. Mythol.), 45. die Antike, 46. Strom z. Mittelmeer, 47. Gewässerrand, 48. Wettkampfstätte, 49. Schnittblume, 50. chemisches Element, Metall, 51. Schachendstellung, 52. Stadt im Bezirk Halle, Chemiezentrum, 53. Nebenfluß des Arno, 54. Karpfenfisch, 55. Tennisschläger, 56. Hafenstadt in Algerien, 57. Autor des Romans „Die Heiden von Kummerow", 58. Flachland, 59. Binnengewässer, 60. wohlschmeckende Meeresmuschel, 61. Edelstein mit geschnittenem Bild, 62. altrömisches Längenmaß, 63. in der Musik das sehr langsame Spiel, 64. Nebenfluß des Dnepr, 65. Landschaftsbereich, 66. Kursunterschied (Bankw.), 67. Stern im Sternbild Adler, 68. Autor des Romans „Adel im Untergang", 69. Edelstein, roter Korund, 70. keramische Gußmasse, 71. ungarischer Autor des Romans „Brennende Theiß", 72. Laubbaum, Zitterpappel, 73. Milz (latein.), 74. Stadt in der Türkei, 75. Ausgangspunkt für eine Handlung (ß=ss), 76. Programmsprecherin beim Fernsehen der DDR, 77. Stadt in der Schweiz, 78. schmale, längliche Öffnung, 79. industrielle Luftverunreinigung, 80. Auswahl, Auslese, 81. Erdboden, Meeresboden, 82. im Kapitalismus Ansturm auf die Banken, 83. die nicht vom Menschen geschaffene Umwelt, 84. französischer Autor des Romans „Die Geheimnisse von Paris", 85. Inbegriff höchster Vollkommenheit, 86. Obstkiste, -gestell, 87. Strom zur Nordsee, 88. Fluß aus dem Harz, 89. tschechischer Bildhauer (gest. 1938), 90. wunderlicher Aufzug, 91. Vollendung der Entwicklung von Früchten, 92. Saiteninstrument.

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. italienische weibliche Anrede, 3. farbige Ringerscheinung um Sonne oder Mond, 4. Mundart, 5. Kraftmaschine, 6. Insektenlarve, 8. Männername (Kosef.), 9. Stamm von Nachwuchskräften, 10. Nachtschattengewächs, 11. erster sozialistischer Staat auf dem amerikanischen Kontinent, 12. Kunststil vom 13. bis 15. Jahrhundert, 13. Frauenname, 14. Farbabstreicher an Tiefdruckmaschinen, 16. Hauptstadt in Nordafrika, 17. zur Wiederverwendung gesammeltes Material (Umgangsspr.), 18. Landschaft in Südnorwegen.

Senkrecht: 1. Großspeicher, 2. Gliederheizkörper, 3. Gericht aus gehacktem Fleisch, 5. Zeitgeschmack, 6. Provinz im mittleren Kanada, 7. Fäulnisstoff, 9. Gruppe oder Klasse, in die etwas eingeordnet wird, 11. Fluß in Transkaukasien, 13. Schandfleck, 14. Einfassungsbeet, 15. Serum, 17. Landschaft im Bezirk Magdeburg.



Umstellrätsel

Die nachfolgenden Wörter sind durch Umstellen der Buchstaben in neue Begriffe zu verwandeln:

Rotte – Rhône – Riege – Remus – Rispe – Rente.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter – nacheinander gelesen – den Namen eines Flusses im Süden Englands.

Auflösungen aus Heft 11/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Kutusow (29), Stake (58), Anis (6), Segge (53), Ritt (48), Nabe (36), Plan (41), Eid (13), Salep (51), Nimes (38), Pas (40), Lea (30), Vene (65), Spat (57), Brei (11), Rakel (44), Aorta (7), Siele (55), Terni (63), Areg (8), Tran (64), Eibe (12), Aga (3), Emu (15), Gleim (21), Rilla (47), Gel (19), Gala (18), Imme (25), Erek (16), Nanna (37), Rune (50), Skiff (56), Litauer (32).
Senkrecht: Kasus (27), Tegel (62), Steppe (60), Waran (66), Fit (17), Tand (61), Kobra (28), Ninive (39), Steen (59), Isere (26), Alp (4), Elton (14), Meise (34), Poker (42), Selen (54), Abt (2), Satte (52), Aarau (1), Raabe (43), Altai (5), Riege (46), iga (23), Reigen (45), Aul (10), Iller (24), Granat (22), Mimik (35), Makel (33), Lenau (31), Atair (9), Genf (20), Ruf (49).

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Ansager, 4. Rebus, 5. Karate, 7. Demeter, 9. Lumme, 10. Finale

Senkrecht: 1. Serenade, 3. Sahara, 5. Kater, 6. Telemeter, 8. Medina.

Zum Selbstbauen. Waagerecht: Isel, Dan, Adam, Kork, Mann, Emet, Ott, Ist, Rita, Edam, Gold, Gala, Lem, Reis.

Senkrecht: Sport, Lake, Dame, Amati, Anat, Met, Orel, Trage, Solei, Imam, Agar.

Verbundenes: Eisberg.

Gereimtes: Regal – Lager.

Nachsetzrätsel: Senke(l) – Rund(a) – Lette(n) – Leis(t) – Uta(h) – Andre(a) – Kaste(n) – Lanthan.

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts unten: 1. Ute, 2. Tante, 3. Latte, 4. Kanin, 5. Melos, 6. Ritus, 7. Lenin, 8. Bogen, 9. Kos.

Von der Zahl nach links unten: 3. Lau, 4. Kante, 5. Matte, 6. Rente, 7. Lilie, 8. Beton, 9. Konus, 10. Logis, 11. Sen.

Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 9 (Heft 9/1989)

Waagerecht: 1. Maler, 4. Zeichner, 9. Priel, 12. Arat, 13. Ohre, 14. Norma, 15. Halali, 16. Eboli, 17. Anbau, 19. bong, 21. Glosse, 23. Steher, 26. Erste, 29. Res, 30. Are, 32. Elke, 33. Nora, 35. Neon, 37. Tom, 38. Reel, 40. Ekliptik, 43. Talk, 45. Rossi, 48. Eagle, 49. est, 51. Stempel, 55. Kali, 57. Ortolan, 60. Ott, 61. Timor, 63. Essen, 66. Floh, 68. Alemanne, 70. Tarn, 72. Sol, 73. Kram, 75. Item, 76. Iota, 77. Hoa, 79. Gin, 81. Gemme, 83. Mittag, 86. Banane, 87. Ster, 89. Reede, 92. Salam, 93. Nutria, 94. Baikal, 95. Nemo, 96. EKKI, 97. Metro, 98. Kamin, 99. Bretagne, 100. Stigma.
Senkrecht: 1. Manuskript, 2. Larve, 3. Raabe, 4. Zahn, 5. Etagere, 6. Chaos, 7. Neige, 8. Rotor, 9. Presse, 10. Rebe, 11. Euler, 17. Arktik, 18. Bremse, 20. Ornis, 22. Senker, 24. Tee, 25. Halo, 27. Rakel, 28. Teig, 30. Ana, 31. Erk, 34. Ute, 36. Otto, 39. Erl, 41. Laie, 42. Plus, 44. Lea, 46. Seim, 47. Ikon, 50. Stenogramm, 52. Tal, 53. Mohr, 54. Etamin, 56. Arnim, 57. Ona, 58. Lesage, 59. Nilote, 61. ten, 62. Made, 64. Summe, 65. Etat, 66. Feh, 67. Oka, 69. Etesien, 71. Ria, 74. Agamen, 78. Osaka, 80. Nabob, 81. Genre, 82. Mitra, 84. Irbis, 85. Trini, 86. Bani, 88. Take, 90. Elea, 91. Dorn.
Lösung: Kollege Blech

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Adolf Zander, Leipzig, 7022
2. Preis:
75,– M Thomas Müller, Zwota, 9657
3. Preis:
50,– M Egon Schmidt, Zella-Mehlis, 6060
4.–8. Preis:
je 25,– M Elsa Andert, Graal-Müritz, 2553; Elisabeth Kussow, Menkin, 2101; Johanna Erbisch, Radebeul-2, 8122; Axel Görtler, Roßlau, 4530; Sigrid Ebeling, Magdeburg, 3034.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes

beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag

Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

IV DIE REISE

1 Übermütig fuhr der Wind in die Segel. Die „Hispaniola" nahm Kurs auf die Schatzinsel…

3 Braves Schiff, gehorcht dem Steuer wie eine gute Frau ihrem Mann, Sire! Doch noch sind wir nicht wieder zu Hause, und unsere Reise gefällt mir nach wie vor nicht!

Der Mannschaft aber mißtraute der erfahrene Kapitän zutiefst. Grundlos?

Ah! Jim! Hier stelle ich dir Käptn Flint vor. Habe meinen Papagei zu Ehren des großen Piraten so getauft. Er ist wohl 200 Jahre alt, und wenn einer mehr Schlechtigkeit gesehen hat, muß es der Teufel selbst gewesen sein!

2 Schnell wurde mir das Leben an Bord vertraut. Jeder Tag war voller aufregender Erlebnisse. Von der Mannschaft mochte ich John Silver am liebsten.

4 Eines Tages wollte ich mir die letzten Äpfel aus der Tonne holen.

5 Da drang ein Gespräch an mein Ohr, und ich begriff augenblicklich: Das Leben aller ehrlichen Leute an Bord war in Gefahr! Ich wagte kaum zu atmen…

Israel Hands, du bist ein Dummkopf! Kann einer von euch vielleicht das Schiff führen? Hat einer von euch die Karte? Laßt die also ruhig den Schatz suchen und an Bord bringen. Dann sehen wir weiter. Bis ich das Zeichen gebe, wirst du gehörig arbeiten, höflich und nüchtern sein, keinen Verdacht erregen!

Sitzen hier wie alte Weiber, John! Dabei kann ich's kaum erwarten, den Käptn über Bord zu schmeißen!

6

Wenn's soweit ist, überlaßt mir Trelawney! Von seinen Leuten darf keiner davonkommen. Wenn ich erst reich bin, möcht' ich nicht erleben, daß da einer plötzlich in meiner Villa auftaucht wie der Teufel in der Kirche!

7

8 In dem Moment tönte es vom Ausguck: „Land ahoi!"

Was war ich für ein Esel! Ich habe noch nie eine Schiffsbesatzung erlebt, die eine Meuterei plante, ohne daß sich dies an gewissen Anzeichen erkennen ließ, man also entsprechende Vorkehrungen treffen konnte. Diese Mannschaft ist mir überlegen!

Sie sind der Kapitän, Sire! Wir vertrauen Ihnen bedingungslos! Verfügen Sie über jeden von uns, der eine Waffe führen kann!

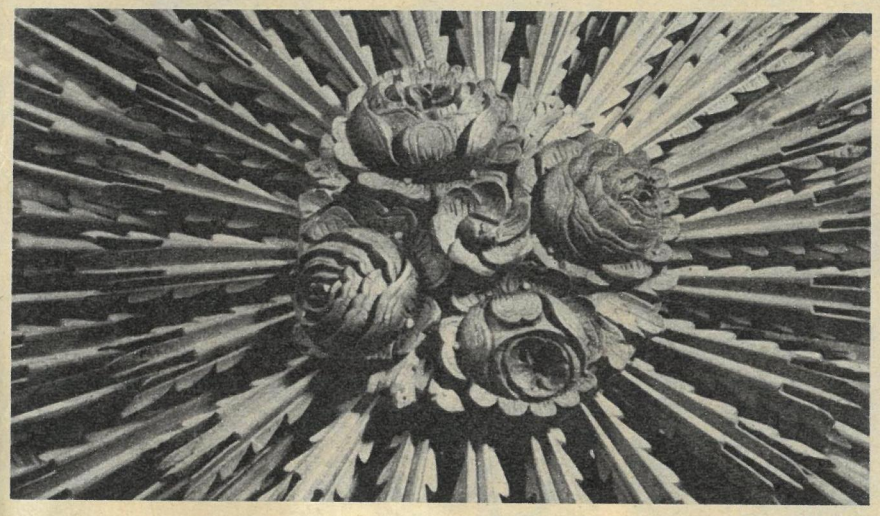
9 Ich sprang hinunter in die Kajüte und berichtete Kapitän Smollett, Dr. Livesey und dem Squire, was ich soeben erlauscht hatte. Der einzige, der nicht augenblicklich zu einer Salzsäule erstarrte, war der Kapitän…

Ja, es wird zum Kampf kommen. Wir müssen die Banditen überrumpeln, sobald der Schatz gefunden ist. Bis dahin: scharf Auslug halten, prüfen, wer zuverlässig ist, wer nicht. Hands hätte ich beispielsweise für vertrauenswürdig gehalten. Von den 27 Leuten an Bord können wir uns auf sieben verlassen, einer davon ist noch ein Knabe… Unser großer Vorteil, daß wir dank Jim die Gefahr kennen. Darfst dich ab heute mein Freund nennen, Junge!

10

Frei nach dem gleichnamigen Roman von R. L. Stevenson, gezeichnet von Andrej Nekrassow aus Moskau.

Nußbaum in der Schule



„Als das Licht der Renaissance hell über Europa strahlte, lebte unser Volk in der Finsternis unterm osmanischen Joch – ein Jahrhundert schon, und weitere vier Jahrhunderte noch. Es hatte keine Chance, ähnliche große Künstlergestalten hervorzubringen wie Leonardo da Vinci oder Michelangelo in Italien, Veit Stoß oder Tilman Riemenschneider in Deutschland. Ob die Bulgaren dazu imstande gewesen wären, wird für immer eine hypothetische Frage bleiben", sagt Nikolai Schterew. Wir sitzen in seiner Sofioter Wohnung vor einem Riesenstapel von Fotos. Sie zeigen allesamt Bildschnitzwerke, geschaffen von den Händen bulgarischer Meister. Es gäbe, so hatten uns Freunde versichert, keine Kirche oder kein Kloster aus der Zeit der nationalen Wiedergeburt, das der Bildwerkfahnder mit der Kamera nicht kennen würde. „Früher habe ich mich als Bildreporter in einem ganz und gar anderen Milieu bewegt: auf Baustellen, in Fabrikhallen, bei Arbeitskollektiven. Doch gerade während solcher Reisen, in Pausen, die es dabei gab, entdeckte ich meine zweite Liebe. Es war die in geschnitztem Holz ausgedrückte Kunstfertigkeit unserer alten Meister, ausnahmslos Autodidakten. Es müssen Hunderte gewesen sein, aber von ihnen sind uns nur wenige Namen überliefert, zumeist irgendwo versteckt in einer Ecke, einem Winkel des Bildwerkes angebracht", erzählt Nikolai Schterew. Die bulgarische Kunstwissenschaft, schon seit einer Vielzahl von Jahren damit beschäftigt, den ungewöhnlich reichen Bestand an bildkünstlerischen Schnitzwerken im Lande zu erfassen, nach deren Herkunft zu fahnden, Stilformen und Ausdrucksmittel zu interpretieren, fand heraus, daß die Zeit der nationalen Wiedergeburt – zwischen Mitte des 18. und Ende des 19. Jahrhunderts – gleich eine Reihe von „Schnitzerschulen" hervorgebracht hat. Unter ihnen erreichten die Schulen von Bansko (Nordpirin), Samokow (Nordrila) und Trjawna (Mittelbalkan) die größte Ausstrahlungskraft. Holz war das einzige Material, das sich den bulgarischen Meistern der Vergangenheit in wahrhaft unbegrenzter Menge darbot, hebt Nikolai Schterew hervor. „Sie haben, was sie in tiefster Seele empfanden, in das Holz geschnitten – sie haben es ‚beseelt'. Wenn wir vor den Bildwerken stehen, dann sprechen sie zu uns: Die üppige Ornamentik aus Blättern, Blüten, Ranken, Früchten bezeugt Verwurzelung mit der Heimat und träumerische Phantasie; die ‚lebendigen' Details wie Schlangen, Drachen, Löwen, Greife, Adler bekunden das Wissen um Gut und Böse, die Sehnsucht und Hoffnung, daß das Gerechte siegt." Nächstens werden Nikolai Schterews Bilder Zwiesprache mit einem größeren Publikum aufnehmen: in einer Ausstellung, die im Bulgarischen Kultur- und Informationszentrum in Berlin bis Juli zu sehen sein wird.

Helmuth Pelzer

Eine Tätigkeit bei der Erschließung von Erdöl- und Erdgaslagerstätten ist vielseitig und interessant

Zur Montage von Bohranlagen, zum Niederbringen von Bohrungen sowie zur Durchführung von Testarbeiten stellen wir ein: männliche Bewerber über 18 Jahre als

Bohrarbeiter
Testarbeiter
Stahlbaumonteure.

Der Einsatz erfolgt unter Montagebedingungen in den Bezirken Rostock, Magdeburg, Schwerin, Frankfurt/Oder, Potsdam sowie in der UdSSR.
Die Entlohnung erfolgt nach dem RKV Geologie.

Wir gewähren:
- Entschädigungszahlungen für Montagetätigkeit
- Bergbauversicherung
- zusätzliche Belohnung
- Jahresendprämie
- umfangreiche Vergünstigungen bei Auslandseinsatz
- gute Qualifizierungsmöglichkeiten
- Ferienplätze in der ČSSR und der VR Polen.

Bewerbungen sind zu richten an:
VEB Erdöl-Erdgas Grimmen
Kaderabteilung
Stoltenhäger Chaussee
Grimmen
2320

Reg.-Nr. 44/I/89

Ein Kiss auf die Miss

In Moskau gesucht: Wer ist die Schönste im Land?

Mit Verzücken in der Stimme hauchte ein Mitglied der Jury 91 – 59 – 90. Was für Uneingeweihte wie eine schlichte Telefonnummer klang, war für Kenner nichts anderes als der Code der Schönheit. Doch davon später…

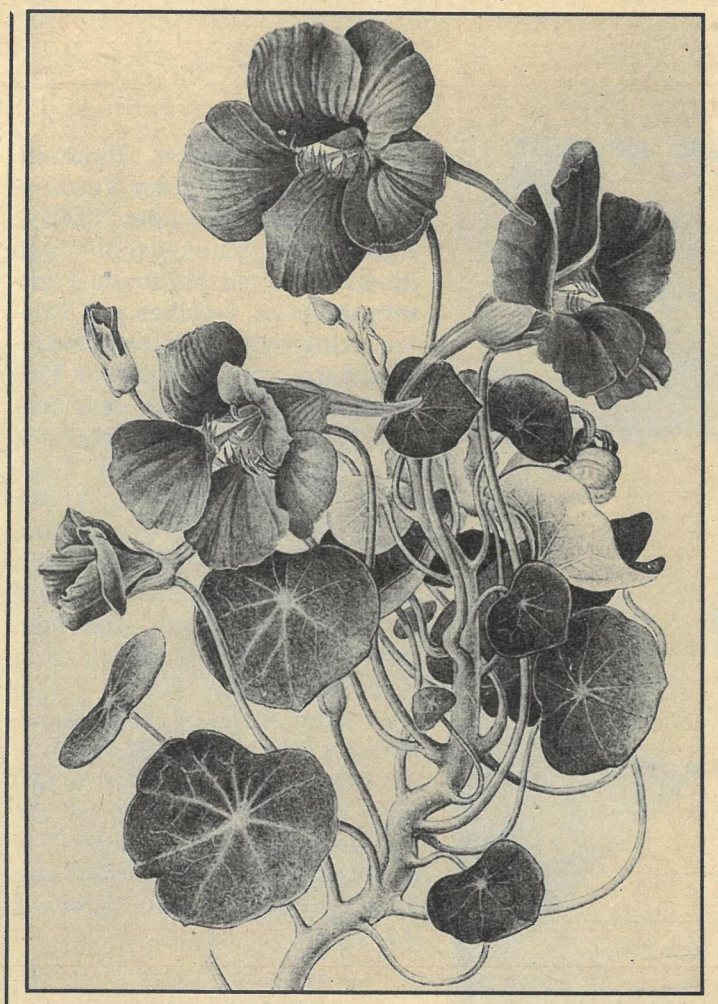
Der für seine tiefgründigen Analysen bekannte Publizist S. behauptete einmal zu vorgerückter Stunde, daß das Wort „Fräulein“ nichts anderes sei als ein Titel, mit dem man unverheiratete Frauen brandmarkt, um zu zeigen, daß sie noch im Handel sind. Und da bekanntlich Konkurrenz das Geschäft belebt, meinte er weiter, finden eben diese „Fräulein-Wahlen“ statt. Ich will nicht gerade behaupten, daß alle Aspekte dieser wissenschaftlichen These schlüssig sind, aber immerhin… Wir haben es hier mit einem seriösen Versuch zu tun, diesem Phänomen ökonomisch auf die Spur zu kommen. Was bei dieser einseitigen Betrachtungsweise allerdings völlig aus dem Blickfeld gerät, ist die schöne Seite der Sache.

Und schön war es allemal, was vom 19. bis 21. Mai dieses Jahres in Moskau stattfand: die erste Wahl zur „Miß UdSSR“. 35 junge Fräuleins stellten sich der Konkurrenz. Von der Insel Sachalin kamen sie herbeigeflogen und aus Alma-Ata. Aus Kiew, Tallin und Perm… 16 Jahre alt war die jüngste, 24 Jahre jung die älteste. Drei Tage lang ließen die Damen ihre Schlagfertigkeit, ihr Wissen und ihre körperlichen Vorzüge von einer Fachjury bewun-

Alle hatten ihren Spaß. Nur für die Jury artete das Unternehmen in Arbeit aus. I. Skobzewa: „Wir hatten viel zu tun.“

dern und bewerten. Hautnah. Unter dem Vorsitz der Verdienten Volkskünstlerin der RSFSR, I. Skobzewa. Flankenschutz gab ihnen dabei ein Millionen-Fernsehpublikum, welches per Telefon schönheitskonkurrenzwahlberechtigt war. In seltener Einmütigkeit kürte man den Sieger. Fräulein Julia Suchanowa. Eine Moskauerin. Unser Titelbild! 17 Jahre alt. 1,72 Meter groß. 55 Kilogramm schwer. Hat die Mittelschule beendet. So steht's in der Annotation. Als sie auf der Bühne erschien, ging ein Raunen durch den Konzertsaal des Hotels „Rossija". Und ein Jury-Mitglied bemerkte sachkundig 91 – 59 – 90! Womit wir wieder beim Anfang währen. Julia also ist die Schönste im Land. Und gerührt ob dieser Tatsache gab die Jury-Vorsitzende einen Kiss auf die Miss.

Bernd Siegmund (Text)
Valeri Gende-Rote (Fotos)



Eßbare Blüten

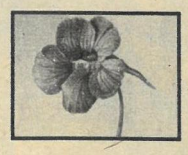
Spanische Kresse

Die fleischigen Sprosse der Kapuzinerkresse, die bereits bei geringem Frost erfrieren, verraten die tropische Herkunft. Sie ist in Amerika beheimatet, wo in tiefliegenden Abschnitten der Anden ihre Ranken über besonnte Felsen herabhängen oder im Gebüsch emporklettern. Einst von den Spaniern nach Europa gebracht, erregte die Pflanze Aufmerksamkeit durch ihre schildförmigen Blätter, die quer zum Blattstiel stehen. Wissenschaftler verglichen sie mit den Siegeszeichen, die im alten Rom bei Triumphzügen getragen wurden und wählten danach den botanischen Namen Tropaeolum (lat. tropaeum – Siegeszeichen). Von der Bevölkerung hingegen wurden die Blüten mit der Kopfbedeckung von Kapuzinermönchen verglichen. Bei uns kennt man die Rankende Kapuzinerkresse mit Trieben bis zu drei Meter Länge und die Zwerg-Kapuzinerkresse mit einer Höhe von 30 Zentimetern, deren Farbpalette von goldgelb bis samtig schwarzrot reicht. Die Kapuzinerkresse gedeiht am sonnigen Standort zwischen Sommerblumen, aber auch am Spalier und am Zaun als Kletter- oder im Balkonkasten als Ampelpflanze auf lockerem, magerem Boden. Der deutsche Name Kresse weist darauf hin, daß die Pflanzenteile einen scharf würzigen Geschmack haben. Man sollte sie also viel stärker als bisher in der Küche verwenden. Empfohlen wurde sie früher gegen Skorbut, Blutarmut, Hautausschlag, Nierensteine und Bronchitis. Der sowjetische Ernährungsforscher Koschtschejew weist auf ihre heilenden Eigenschaften bei Arteriosklerose und Stoffwechselstörungen hin und empfiehlt das Laub gegen altersbedingte Veränderungen der Leistungskraft; nicht zufällig hat sich in der Bevölkerung der Brauch erhalten, aus ihm den kräftigenden „Kardinalssalat“ zuzubereiten. Zu verdanken ist diese Wirkung vor allem dem sehr hohen Gehalt an Vitamin C, Provitamin A und antibakteriellen Stoffen, den Phytonziden.

Die Haltbarkeit der geschnittenen Sprosse in der Vase beträgt bis zu zehn Tagen, dabei öffnen sich auch die noch nicht erblühten Knospen. Man hat auf diese Weise stets einen frischen Vorrat für die Küche, denn die Blüten, über grünen Salat gestreut, sind nicht nur eine würzige, sondern auch optisch wirksame Zutat. Es gibt viele Rezepte mit Kapuzinerkresse. Allbekannt ist die Herstellung von „deutschen“ oder „falschen“ Kapern. Dazu werden die noch grünen, unbespornten Blütenknospen einen Tag in Salzwasser gelegt und anschließend in Weinessig aufbewahrt, dem etwas Zucker und Salz zugegeben wird. Versuchen Sie doch auch einmal die folgenden Rezepte:

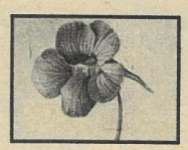
Gefüllte Eier

25 g Blütenknospen werden in einer Marinade aus 100 ml Weinessig, 5 g Zucker und 5 g Salz zum Kochen gebracht. Anschließend den Sud abgießen und die Knospen mit 40 g Konservenerbsen mischen. 25 g geriebenen Schafskäse mit einem halben Eßlöffel saurer Sahne verrühren, einer Prise Pfeffer abschmecken und alles vermischen. Damit halbierte hartgekochte Eier füllen, deren Eigelb entnommen wurde.



Bunter Salat

Man verrührt ein hartgekochtes und ein rohes Eidotter, gibt nach und nach drei Eßlöffel Salatöl zu, schmeckt mit etwas Pfeffer, einem Eßlöffel Zitronensaft und einer Messerspitze Salz ab, rührt, bis alles glatt ist und gießt diese Marinade über ein Gemisch aus zwei Handvoll feingeschnittener Blätter und Blüten der Kapuzinerkresse.



Kräuteressig

Eine Flasche (0,7 l) wird zur Hälfte mit Blüten der Kapuzinerkresse gefüllt. Dazu gibt man eine kleine, feingeschnittene Zwiebel, eine getrocknete Peperonischote und eine Knoblauchzehe. Die Flasche mit Essig füllen und vier Wochen in die Sonne stellen. Danach den Essig abseihen und in eine Flasche füllen, in die man zur Dekoration drei Blüten der Kapuzinerkresse gegeben hat.

Annegret Räuber

Im Bilde sein

Emmanuel P. K. Aubin kommt aus der Republik Ghana. Er ist für sechs Wochen in der DDR und einer der 16 Teilnehmer von drei Kontinenten an einem Lehrgang im international anerkannten Institut für Journalistik „Werner Lamberz“ in Berlin-Friedrichshagen.

Emmanuel denkt an die zu Hause, die ihn vor dieser Reise gewarnt hatten. Bei uns wäre alles unansehnlich und unfreundlich. Und er denkt an diejenigen, die ihm geraten haben, sich gründlich umzusehen und eine eigene Meinung zu bilden.

Emmanuel weiß, sein Studienaufenthalt ist nur möglich, weil die Kosten dafür durch Solidaritätsspenden getragen werden. Spenden von uns Journalisten der DDR und aus der Bevölkerung. Mit dem Erlös des jährlich am letzten Freitag im August stattfindenden „Solidaritätsbasars der Journalisten“ – zum Beispiel.

Solidarität kennt viele Formen, Solidarität beruht auf Anteilnahme, braucht Ideen und die Tat. Die Aus- und Weiterbildung ausländischer Kader zum Aufbau nationaler Bildungs- und Gesundheitssysteme, aber eben auch der Presse, ist nur ein Weg. Die globalen Probleme, die uns alle angehen, uns betreffen und betroffen machen, lassen sich allein damit nicht lösen. Praktische Solidarität bietet aber eine Möglichkeit, Not von Menschen zu lindern und Hoffnung zu schaffen, Hoffnung, die der Antrieb sein kann zum Überleben.

Emmanuel ist Fotojournalist, wird die neue Fotoabteilung der Nachrichtenagentur GNA leiten. Er will das Leben in seinem Land dokumentarisch festhalten, mit seinen Fotos auf Altes, Überholtes, aber auch auf Neues, Zukunftsträchtiges aufmerksam machen. Dazu reicht das Wollen und ein Standpunkt allein nicht aus, da sind Kenntnisse, zum Beispiel über das Fotografierhandwerk, die Arbeit eines Fotoredakteurs und über die Möglichkeiten des Bildes überhaupt notwendig. Was Emmanuel darüber weiß, möchte er in der DDR vervollkommnen. Denn hier kommt er das erste Mal mit professionellen Fotografen aus den verschiedenen Regionen der Welt zusammen, kann mit seinen Kollegen Erfahrungen austauschen. Alle, auch die Lektoren vom Institut und aus der Praxis bereichern durch diese Treffen die eigenen Kenntnisse.

Wenn Emmanuel nach sechs Wochen nach Hause fährt, nimmt er nicht nur die Eindrücke und neuen Erkenntnisse dieser Tage mit, sondern auch Fotos vom Alltag in dem Land DDR, die er seinen Landsleuten zeigen wird, auch denen, die vor dieser Reise gewarnt hatten.

Lars Keil

Wie schon in den vergangenen Jahren möchten wir mit Ihnen gemeinsam, liebe Leser, die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten vorbereiten. Am 25. August 1989 soll der Alexanderplatz im Herzen unserer Hauptstadt wieder zu einem attraktiven Anziehungspunkt zugunsten der internationalen Solidarität werden. Von 8 Uhr morgens bis 19 Uhr abends erwarten wir Sie am gewohnten Platz vor dem Centrum-Warenhaus. Alle können dazu beitragen, ganz gleich, in welchem Teil unserer Republik sie zu Hause sind.

Auch wenn Sie nicht direkt zu unserem Stand kommen können, jeder 5. Spender erhält von uns eine FREIE WELT-Rätselheft-Sonderausgabe, 24 Seiten stark, mit etwa 60 Rätseln.

Bitte schicken Sie uns:

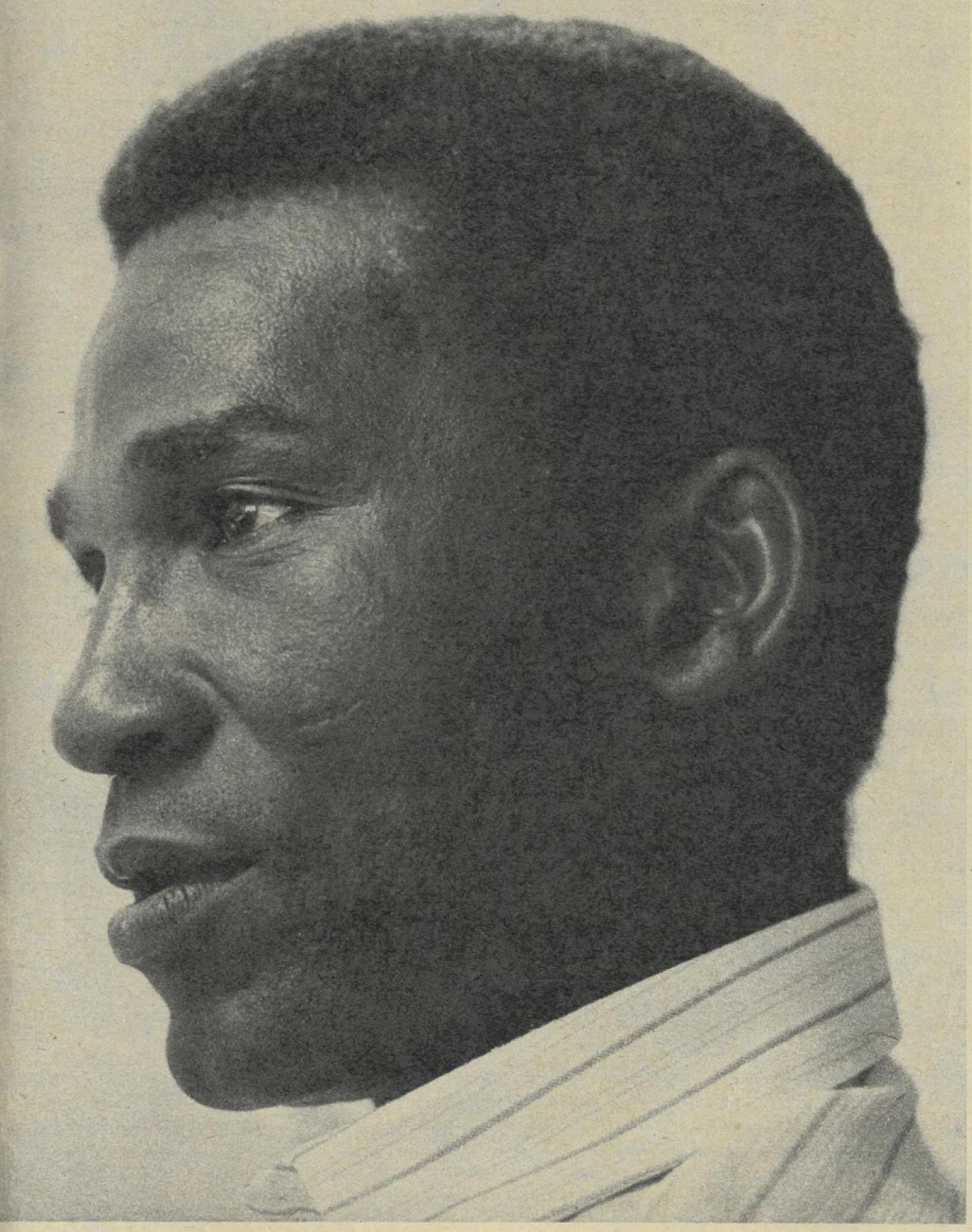
Geldspenden

Auch den kleinsten Geldbetrag nehmen wir gerne an.

Postscheckkonto
Berlin
7199–68–17717
Code: 4193-122

Bücher, Bücher

Großen Zuspruch fand unser Antiquariat für jung und alt mit belletristischer Literatur und Sachbüchern aller Wissensgebiete in den vergangenen Jahren. So soll es auch diesmal sein. Erhal-



Solidarität

en wir besondere „Knül-er", wollen wir sie schrift-ch versteigern, damit auch ie Leser, die nicht in Ber-n dabeisein können, eine Chance haben.

Für die Raritätenecke

enötigen wir wieder alte nsichts- und Glück-vunschkarten, die so man-hes Sammlerherz höher chlagen lassen. Kramen ie also für uns in Kisten nd Kästen, vielleicht findet ch manch ungeahnter chatz.

Schöne Handarbeiten

rer Ideenfreudigkeit und eschicklichkeit sind keine renzen gesetzt.

Reisesouvenirs

Ihre Mitbringsel aus dem In- und Ausland, ob aus Holz oder Glas, Keramik oder Metall sind uns willkommen.
Ihre Päckchen und Pakete schicken Sie bitte an folgende Adresse:

Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026

Jeder, der eine Geld- oder Sachspende für unsere Solidaritätsaktion schickt, wird natürlich wieder auf unserer Spender-Ehrenliste genannt.

Mit dem Erlös unserer Aktion unterstützen wir vor allem die Ausbildung von Journalisten aus den Entwicklungsländern sowie die vielfältigen Solidaritätsleistungen unserer Republik.

Helfen Sie mit, liebe Leser, damit unsere Solidaritätsaktion auch in diesem Jahr wieder ein voller Erfolg wird!

Und bitte nicht vergessen – jede Sendung – ob Zahlkarte, Brief mit Einzahlungsbeleg, Päckchen oder Paket – mit dem deutlichen Vermerk versehen:

FREIE WELT
Solidarität 1989

Bühnenbilder

So war es richtig in Folge 7 (Der Meister und Margarita): Von Ilf und Petrow stammt der satirische Roman „Zwölf Stühle". Es gewannen: 100 M – Anneliese West, Ostseebad Wustrow; 75 M – Grete Stockmann, Westerhausen; je 50 M – Holger Schumacher, Dessau; Friedrich Sokolowski, Hoyerswerda; Edeltrud Oberländer, Jena.

Doppelt gemoppelt

Das „Rätselhafte" an Ihrem Rücktitelrätsel ist, daß Ilf und Petrow zwei satirische Romane geschrieben haben „Zwölf Stühle" (1928) und „Die Jagd nach der Million" (1931). Ich nehme jedoch an, Sie meinen den erstgenannten.

W. Köhler, Coswig

Beide Romane, deren Hauptgestalt der Gauner Ostap Bender ist, bilden eine Einheit.

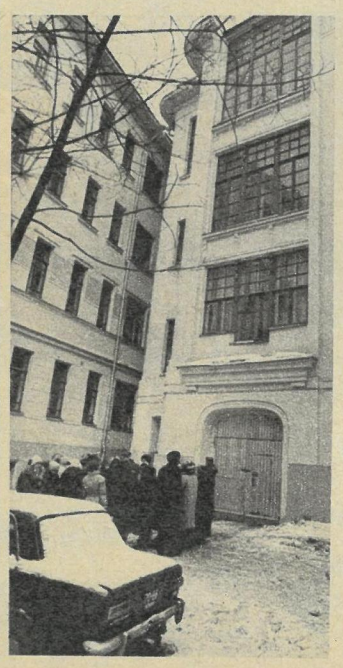
Ernst Wunsch, Zerbst

Die Serie der Bühnenbilder aus der DDR war gut gelungen. Schade, daß die Nummer 7 der Schluß war.

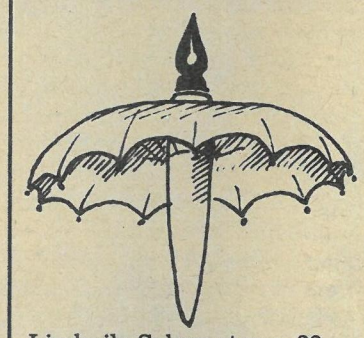
Isa Bräutigam, Berlin

Wir danken Frau Ursula Kilger, dem Walter Felsenstein-Archiv, der Nationalgalerie, dem Brecht-Zentrum, dem Deutschen Theater sowie den Bühnenbildnern Wilfried Werz, Eberhard Keienburg, Jochen Finke für die freundliche Mitarbeit an unserer Serie „Bühnenbilder aus der DDR" und unseren vielen interessierten Lesern für ihre Zuschriften zur Preisfrage. Das Buch „Bild und Szene, Bühnenbilder der DDR 1978–1986" erschien jetzt im Henschelverlag Berlin.

Unser Foto zeigt das Haus in der Sadowaja Nr. 10, wo Michail Bulgakow seinen Roman „Der Meister und Margarita" schrieb.



Wer schreibt uns?



Ljudmila Schemetowa, 22 Jahre alt, Meteorologie-Ingenieur, Interessen: Literatur (Poesie), Kino, Fotografie, Sport, Unterhaltungsmusik. UdSSR, 660 097 Krasnojarsk, ul. Surikowa d. 6, kw. 23.

Natascha und Wladimir Skorikow, 22 und 25 Jahre alt, wünschen Briefwechsel in russischer, englischer oder deutscher Sprache, Interessen: Schallplatten und Aufkleber. UdSSR, 320 084 Dnepropetrowsk, sh./m. Gopol–2, d. 1, korp. 3, kw. 34.

Heiti Annus, 55 Jahre alt, Interessen: Natur, Tiere, Reisen, Ansichtskarten, wünscht Briefwechsel in russischer Sprache. UdSSR, Estnische SSR, 203 600 Pärnu, Postfach 43.

Nivis Gudrups, 17 Jahre alt, Interessen: moderne Musik, Technik, wünscht Briefwechsel in deutsch oder russisch. UdSSR, Lettische SSR, Jekabpils-Bezirk, 228 207 Birzi p.p. 80 B.

Mikolaj Tofiluk, 32 Jahre alt, wünscht Briefwechsel in deutscher Sprache. VR Polen, 15–424 Bialystok, ul. Lipowa 34/12 A

Redaktion: Helga Bengtson; Fotos: Volker Hohlfeld, Volkmar Billeb; Repro aus „Das große Buch der Heilpflanzen" Artia Prag; Vignette: Martin Kotsch

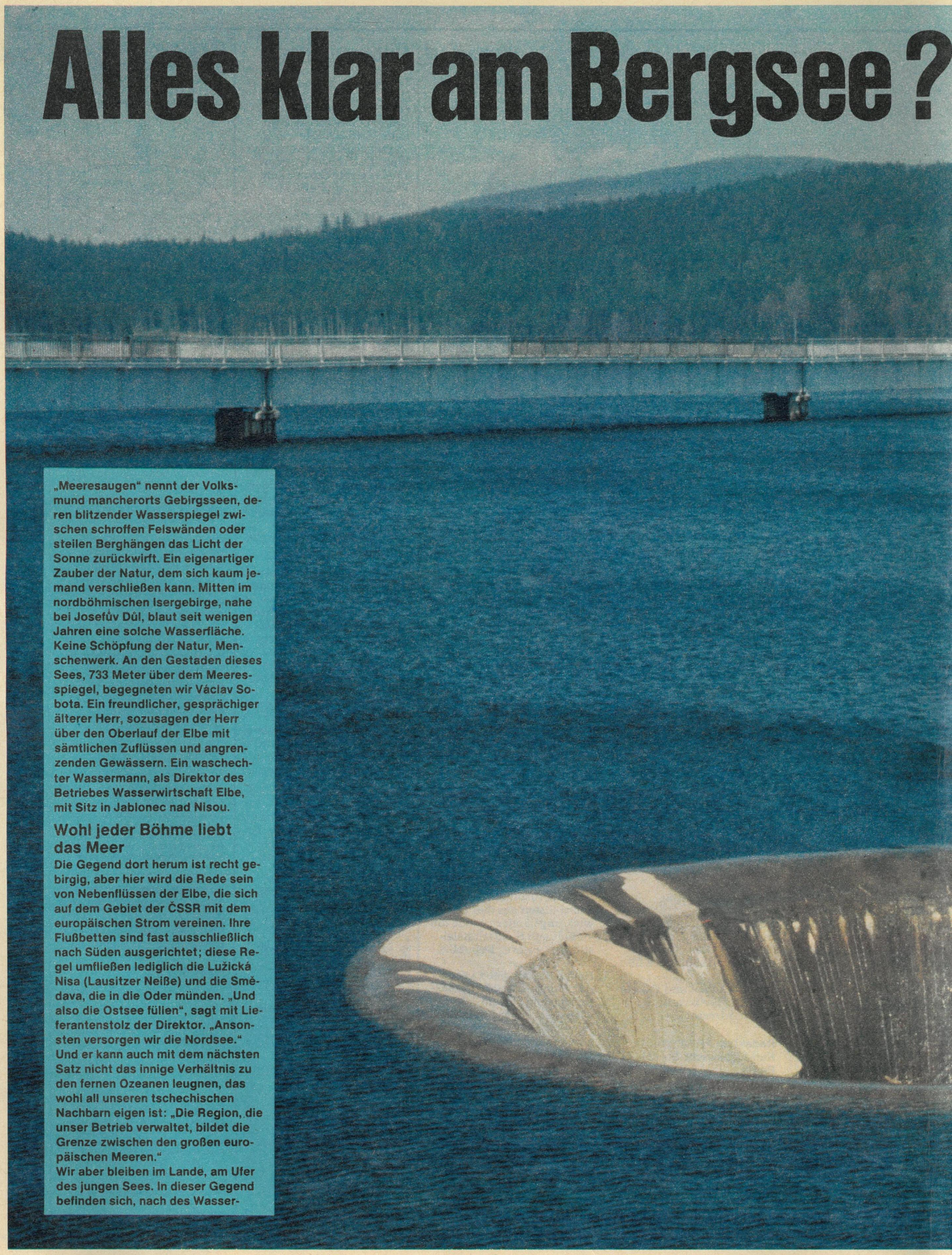
Preisfrage

Heft 12/89

Wann nennen die Einheimischen einen Winter im nordböhmischen Isergebirge normal?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 15/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 5. Juli 1989. Auflösung von Heft 9/89: Sowjetisches Nachrichtenbüro. Wir gratulieren Eleonore Hein, Blankenburg.

Alles klar am Bergsee?



„Meeresaugen" nennt der Volksmund mancherorts Gebirgsseen, deren blitzender Wasserspiegel zwischen schroffen Felswänden oder steilen Berghängen das Licht der Sonne zurückwirft. Ein eigenartiger Zauber der Natur, dem sich kaum jemand verschließen kann. Mitten im nordböhmischen Isergebirge, nahe bei Josefův Důl, blaut seit wenigen Jahren eine solche Wasserfläche. Keine Schöpfung der Natur, Menschenwerk. An den Gestaden dieses Sees, 733 Meter über dem Meeresspiegel, begegneten wir Václav Sobota. Ein freundlicher, gesprächiger älterer Herr, sozusagen der Herr über den Oberlauf der Elbe mit sämtlichen Zuflüssen und angrenzenden Gewässern. Ein waschechter Wassermann, als Direktor des Betriebes Wasserwirtschaft Elbe, mit Sitz in Jablonec nad Nisou.

Wohl jeder Böhme liebt das Meer

Die Gegend dort herum ist recht gebirgig, aber hier wird die Rede sein von Nebenflüssen der Elbe, die sich auf dem Gebiet der ČSSR mit dem europäischen Strom vereinen. Ihre Flußbetten sind fast ausschließlich nach Süden ausgerichtet; diese Regel umfließen lediglich die Lužická Nisa (Lausitzer Neiße) und die Smědava, die in die Oder münden. „Und also die Ostsee füllen", sagt mit Lieferantenstolz der Direktor. „Ansonsten versorgen wir die Nordsee."
Und er kann auch mit dem nächsten Satz nicht das innige Verhältnis zu den fernen Ozeanen leugnen, das wohl all unseren tschechischen Nachbarn eigen ist: „Die Region, die unser Betrieb verwaltet, bildet die Grenze zwischen den großen europäischen Meeren."
Wir aber bleiben im Lande, am Ufer des jungen Sees. In dieser Gegend befinden sich, nach des Wasser-

Begegnung mit einem nordböhmischen Wassermann, der sich auffällig starrköpfig verhält, womit er jedoch letzten Endes seine gesunde Sicht auf die Umwelt offenbart. Auch dieser idyllisch gelegene Stausee, randvoll bis zum Überlauf mit Trinkwasser für Nordböhmen, ist seinem Schutz anempfohlen.

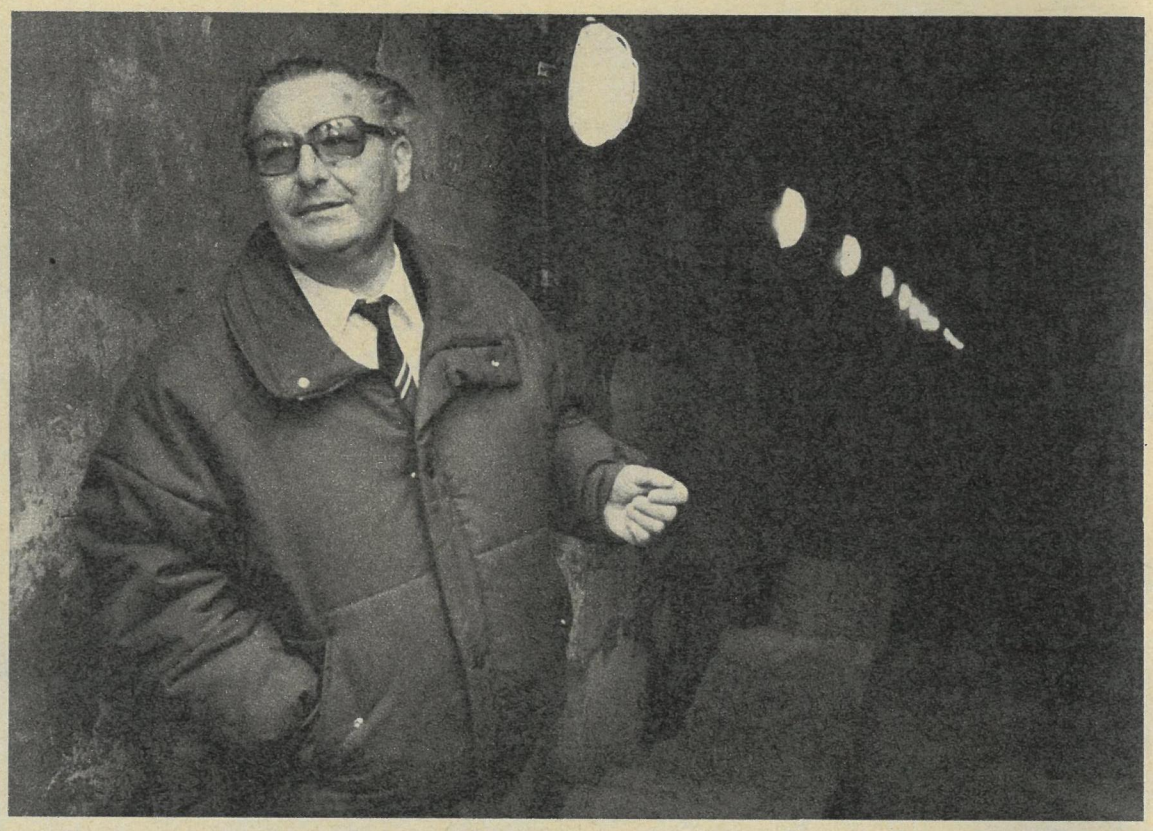
manns Auskunft, mit die ältesten Talsperren Europas. Errichtet im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, vom Typ „Intze", benannt nach einem seinerzeit hochberühmten Professor. Von jenem Otto Intze (1834–1903) stammt eine noch heute anerkannte Studie zum Schutz Nordböhmens vor Hochwasser. Der historische Hintergrund sind schwere Unwetter, die 1897 auf Jizerské Hory, das Isergebirge, niedergingen und große Verwüstungen anrichteten. Im heutigen Bedřichov zum Beispiel fielen am 29. Juli jenes Jahres 350 mm Regen. Um einen Vergleich zu haben: Die Meteorologen ermittelten für Berlin 594 mm als Jahresmittel zwischen 1901 und 1950.

Heute gilt das gesamte Isergebirge als Trinkwasserschutzgebiet. Von hier wird ein Fünftel Böhmens versorgt. Auch die Hauptstadt Prag stillt ihren Durst mit hier gewonnenem Wasser. Das bürdete der ansässigen Industrie eine Reihe oft nur mit Mühe zu befolgender Vorgaben auf. Umweltschutz muß hier großgeschrieben werden. So ist denn Genosse Sobota folgerichtig Mitglied der von der KPTsch gegründeten Kommission für Umweltschutz.

Totes Wasser!

Institutionen bewirken allein durch ihre Existenz meist wenig. Für diese Kommission war es höchste Zeit gewesen, mit der Arbeit zu beginnen. Denn die Verschmutzung der Jizera (Iser) war seit Jahren drastisch angestiegen. Konsequenter Start: Großbetriebe wurden stillgelegt, so eine Papierfabrik. Und vier neue Kläranlagen entstanden, in Mnichovo-Hradiště, Mladá Boleslav, Turnov und Železni Brod. Das genügte immer noch nicht: Weitere Fa-

Fortsetzung auf Seite 48



Alles klar am Bergsee?

briken schlossen, von sechs Zuckerfabriken zum Beispiel blieben nur zwei.

Verschiedene Faktoren bestimmen die Wasserqualität. Im Vordergrund stehen seine organischen Bestandteile, die viel Sauerstoff verbrauchen. (Mitunter auch eine Ursache für Fischsterben.) Wasser ohne Sauerstoff ist unbrauchbar, es hat seine selbstreinigende Fähigkeit verloren. Es ist totes Wasser! In den sechziger Jahren wurde im Isergebirge konsequent der Kampf gegen diese Situation aufgenommen. Inzwischen wurde das Reinheitsniveau seiner Bäche und Flüsse von 1920 wieder erreicht.

„Alle Generatorenstationen im Gebiet", sagt Direktor Sobota, „wurden auf Gasbetrieb umgestellt. Erdgas liefert uns heute und gewiß auf lange Zeit die Sowjetunion. Auch viele örtliche Heizwerke, die vorher Spitzenreiter in der Schadstoffemission gewesen waren, werden jetzt mit Erdgas betrieben. So sank der Schwefelgehalt der Luft."

Die Masse der Schadstoffe, meint der umweltbewußte Direktor, käme aus den Nachbarländern in sein „Hoheitsgebiet" geweht. „Aber", seufzt er aufrichtig, „andernorts sind leider ČSSR-Betriebe Verursacher."

Unbeirrt abseitig

Immer wieder glitt unterdes mein Blick über die sanften Wellen auf dem See von Josefův Důl, das eigentliche Ziel unserer Exkursion. Der Direktor bemerkte es und nannte einen Fakt, den ich sofort notierte: „Dieses Tal birgt 23 Millionen Kubikmeter Wasser." Zum Vergleich: Aus Berlins Müggelsee lassen sich rund 35 Millionen Kubikmeter schöpfen.

Dann fuhr er unbeirrt fort, über die Sachlage in der Luft, auf den Bergen und am Ufer zu dozieren. Man würde ja auch gern die Augen davor verschließen, sie bleiben doch: braune Nadeln an Fichten, kahle Äste und Zweige, ganze Bäume zu schaurigen Gerippen entnadelt. Schadstoffe in der Luft verursachen das Absterben ungezählter Fichten auf den Isergebirgshöhen. „Die Fichte ist sehr empfindlich", sagt Sobota, „denn sie speichert die Schadstoffe, erneuert jedoch ihr Nadelkleid nicht alljährlich."

Die Gegend um unseren Fichtelberg illustriert ebenfalls solche Zusammenhänge. „Im Winter", so der Wassermann, „wenn die Wärmekraftwerke auf Maximalleistung gefahren werden, ist die Belastung am extremsten. Dazu kommt das sehr rauhe Klima hier. Die geschwächten Gehölze sind anfälliger gegen Schädlinge und Krankheiten. In unserer Gegend machen der Borkenkäfer und andere Schadinsekten den Bäumen zu schaffen."

Alles zusammen – die herben klimatischen Bedingungen, die Emission und das Treiben der Waldschädlinge – hindern den Baum, seiner natürlichen Aufgabe nachzukommen. Auch das Holz wird entwertet, taugt schließlich nur noch zum Heizen. In dieser Sachlage, die zur Zwangslage geworden war, entschieden die Fachleute: Es ist meist besser, kranke Wälder zu roden, die entstandenen Freiflächen mit Kalk gegen die Übersäuerung des Bodens zu behandeln und dann mit widerstandsfähigeren Gehölzen wieder aufzuforsten. Es gibt dafür geeignete Tannensorten, auch Laubbäume, zum Beispiel die Birken.

Wozu der Wald gut ist

Nun wollten wir aber endlich – gedanklich wenigstens – in die geheimnisvolle Tiefe des künstlichen Sees eintauchen, an dem wir schon so lange weilten...

Sobota hingegen ließ sich nicht so einfach von seiner Linie abbringen: „Ein Gebiet mit krankem oder stark gelichtetem Wald vermag nicht genug Wasserressourcen zu binden, und es kommt zu starken Durchflußschwankungen. Bei heftigem Regen führt das unweigerlich zu Hochwasser und zur Erosion. Das muß man verhindern und den Wasserabfluß verlangsamen."

Talsperren unterstützen die Wirkungsweise des Waldes deutlich. Aber ersetzen können sie ihn niemals!

Unser Gesprächspartner faßt noch einmal die Hauptfunktionen des Waldes zusammen. Er diene in erster Linie der Wasserwirtschaft. An zweiter Stelle steht der Bodenschutz, der Widerstand der Bäume gegen die Abtragung von Boden durch Wasser und Wind. Dann folge die klimagestaltende Wirkung. An vierter Stelle der Nutzen für Gesundheit und Erholung der Menschen. Erst auf Platz fünf rangiere die Holzproduktion! Früher habe man das Holz auf Platz eins eingeordnet, aber das sei lange her.

Das Isergebirge hat eine Fläche von etwa 17 000 Quadratkilometern. Seine wasserwirtschaftliche Bedeutung gewinnt es, indem es große Niederschlagsmengen auffängt und gewaltige Schneemassen bindet. Hier fallen im Jahresverlauf zwischen 1500 und 2000 mm Regen; im Republikdurchschnitt der ČSSR werden nur 728 mm gemessen. Und was den Schnee betrifft, so nennt Genosse Sobota drei bis sieben Meter Höhe das Normale. „Unter drei Meter reden wir von einem milden Winter, und 1988/89 war er mit lediglich anderthalb Meter regelrecht schlapp."

Eine Wetterprognose

Übrigens, das steht fest für Václav Sobota: Die Folgen dieses milden, schneearmen Winters werden sich erst noch zeigen. Vorbeugend veranlaßte er, alle Talsperren randvoll zu halten. Falls eine Dürre bevorsteht wie 1947, als zu Beginn der Vegetationsperiode schlimme Trockenheit herrschte. Eine Mißernte war die Folge. Jetzt wäre man auf zusätzliche Bewässerung vorbereitet. Der Wasserdirektor wagt einen Blick in die Wetterzukunft: „Langfristige Prognosen sprechen von einer relativen Trockenperiode bis einschließlich Juni. In der Zeit nach der Sonnenwende kann es zu Hochwasserzuständen kommen. Mir scheint, daß Mitteleuropa vor einer tiefgreifenden Klimaänderung steht. Mit erheblichen Auswirkungen für die Landwirtschaft, die Wasserwirtschaft, die Forstwirtschaft. Die Hauptmasse unserer Niederschläge kommt nämlich aus Südamerika, das zeigen Satellitenaufnahmen. Die Ausrottung des tropischen Regenwaldes hat auch für Europa schwere Konsequenzen. Dieser Raubbau trifft alle Länder global."

Koalition der Vernunft

Sehr eindringlich weitet Direktor Sobota nochmals sein eigentliches Fachgebiet, mahnt: „Kein Staat kann Umweltpolitik allein machen, nichts Grundlegendes läßt sich isoliert bewältigen. Das ist wie bei Entscheidungen über Krieg und Frieden – wir müssen maximale internationale Zusammenarbeit anstreben. Auch hier fordert die Realität eine Koalition der Vernunft. Das erklärte Michail Gorbatschow auch in unserem Namen vor der UNO."

20 Milliarden Kronen, so der enga-

Eva Ševčiková an einem Meßpunkt des Stausees von Josefův Důl (Bild links oben). Václav Sobota (oben), als Direktor des Betriebes Wasserwirtschaft Oberelbe (ČSSR) auch zuständig für dieses Wasserbauwerk, begleitete uns ins Innere der Staumauer. Ein solcher Wald (unten) wird seiner wasserwirtschaftlichen Funktion nie gerecht!

gierte ČSSR-Fachmann, wird sein Land bis 1993 für die Emissionssenkung ausgeben. Müssen. Zum Beispiel für eine Entschwefelungsanlage im Braunkohlenwerk Tušimice. Das sei die größte Dreckschleuder Nordböhmens.

Als unlängst aus allerlei Ländern Meldungen über Experimente zur Kernfusion kamen, hätte ich gern noch einmal mit Václav Sobota darüber gesprochen. Denn in unserem Gedankenaustausch über die Zukunft hatte er gesagt: „Ich hoffe, daß die Kernfusion einen Ausweg zeigt, damit wir immer mehr auf feste Brennstoffe verzichten können, deren Bestände sowieso bemessen sind."

Der böhmische Wassermann hat es nicht mehr lange bis zum Ruhestand. Da macht er sich seine Gedanken, wie es nach ihm weitergeht. Das, was er begonnen hat, wobei ihm und seinen Kollegen Anfängliches gelungen ist, soll kein Ende haben.

Aber die Alltagssorgen! Seinen schutzbefohlenen Flüssen drohen ständig Gefahren durch unsachgemäßen Umgang mit dem Treib- und Brennstoff Erdöl, durch Giftstoffe, Abfallprodukte… „Nach unseren Gesetzen haben wir die Möglichkeit, sehr streng zu strafen, bis zur Stillegung von Betrieben. Dennoch, wir müssen im Schadensfall auch schnell und praktisch reagieren, über Ländergrenzen hinweg."

Bei internationalen Havarieübungen – VR Polen, ČSSR und DDR – wurde das Können dafür erprobt und vervollkommnet. Nachgewiesen, daß man Erdölhavarien bei rechtzeitigem Alarm in den Griff bekommen kann. Wenn man entschlossen und in kürzester Frist handelt. „Unseren Dienstplan koordinieren wir mit den Genossen in Dresden!" Es soll auch in Zukunft gelingen, den zulässigen Gehalt an Erdöl – die Norm beträgt in der ČSSR wie in der DDR 0,01 Milligramm je Liter Wasser – einzuhalten. Sonst geht es uns dreckig.

Dieser See lockt nicht

Endlich wandten wir uns nun dem zu, was längst vor unseren Füßen lag: dem Stausee, der Staumauer. In den Jahren 1976 bis 1982 entstanden. Da wuchsen – und das war das Modernste, was es gab – Betonasphaltschilde, sperrten ein paar Flüßchen ab, bis vorerwähnte 23 Millionen Kubikmeter beisammen waren, den silberklaren Bergsee bildeten. Die Haupt-Talsperre ist 44 Meter hoch und 360 Meter breit, die Seitenmauer mißt 25 Meter in der Höhe und ebenfalls 360 Meter in der Quere. Das neugeschaffene „Meeresauge" lädt weder den Bergwanderer zu erquickendem Bad noch Surfer zu romantischer Kreuzfahrt noch Angler zum „Stippen". Es ist nicht einfach, mal einen Spaziergang über die beiden Dammkronen zu unternehmen. So mir nichts dir nichts darf man da nicht hin. Zwei Schlagbäume stellen sich quer. Der erste im allgemeinen dient dem Naturschutz, der zweite im besonderen versperrt Unbefugten den Zugang zu den wassertechnischen Bauten. Wir durften passieren. Und dann machte uns der Direktor mit seiner Mitarbeiterin Eva Sevčiková bekannt, einer Talsperrenwächterin. Der geht es im Prinzip so wie einem Feuerwehrmann: Wenn's nicht brennt, ist relative Ruhe. Brennen – das hieße hier zum Beispiel, es rieselt mehr als erlaubt durch die Staumauern. Da sei Gott vor! So ist es eine von Evas am meisten mit Verantwortung befrachteten Aufgaben, darüber zu wachen. Absolut fehler- und zweifelsfrei. Da staunt der Laie, wohin die Fachfrau wandern muß zu diesem Zwecke. Erste Anlaufpunkte sind täglich Schächte zu beiden Seiten der Staumauer, in die sie ein Lot senkt, dessen elektrische Ausstattung ihr signalisiert, ob unten alles dicht ist. Manchmal liegt über den Meßpunkten bis zu drei Meter Schnee! Abenteuerlich ist ihre tägliche Wanderung durch den Fuß des Staudammes, in den dafür ein Tunnel eingebaut wurde. Fast 500 Meter lang ist dieser unterirdische – oder muß man sagen unterwässrige? – Kontrollgang. Der ist – zumindest für einen, der es nicht gewohnt ist, solche Unterwelt zu betreten – beklemmend. Eva Ševčiková hingegen nimmt dort unten gelassen alles in Augenschein. Exakte Meßgeräte, an vielen Stellen angebracht, beruhigen untrüglich.

So schließt sich der Kreis

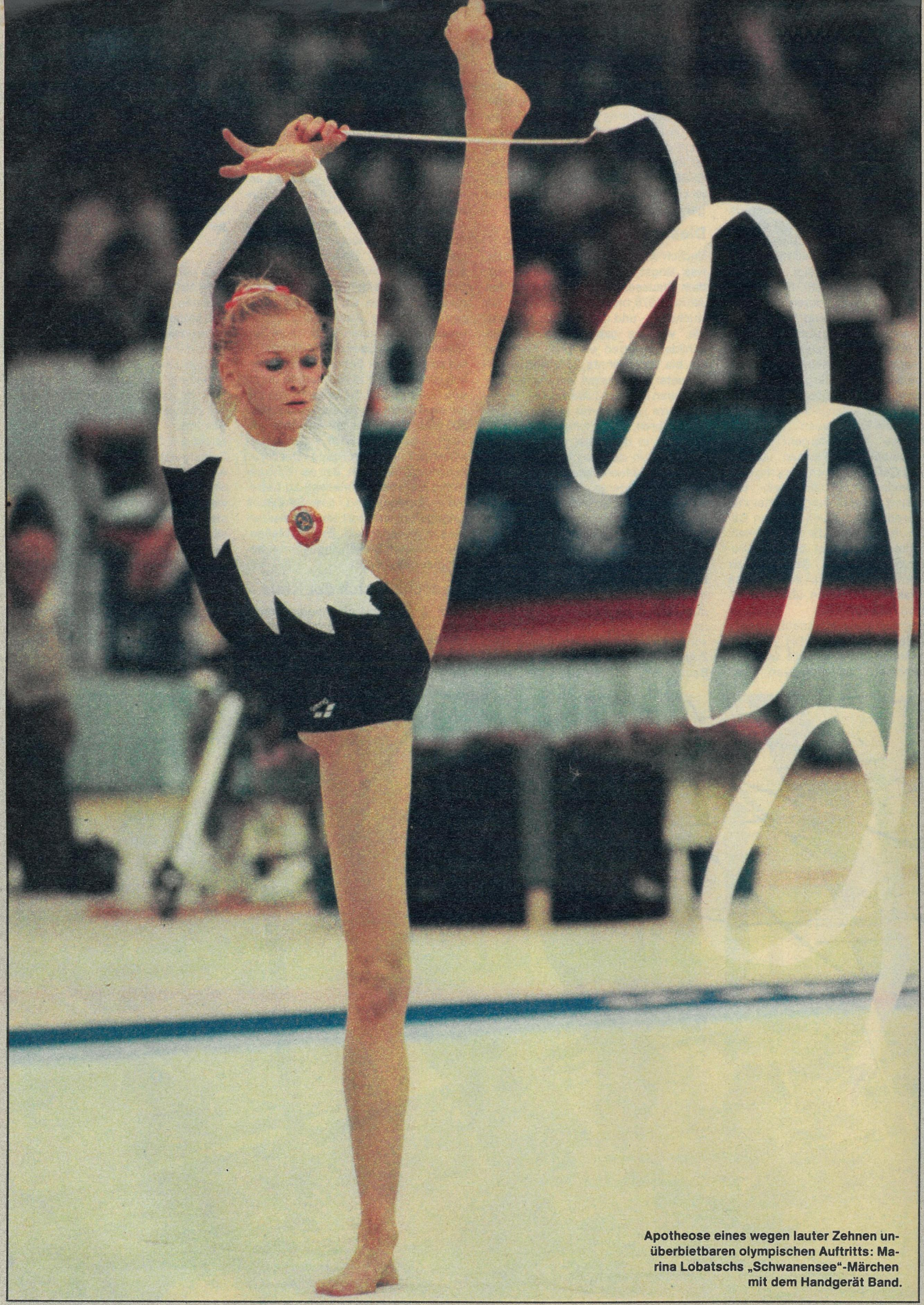
Also, eine trockene Angelegenheit sind diese Inspektionen nicht. Wäßrig rieselt's die Wände herab, tröpfelt's unentwegt. In Maßen jedoch, in den vorausberechneten. Und siehe – schon pfeilen Stalaktiten von der Decke, wie in einer Tropfsteinhöhle. Indes ihre Gegenpole bilden sich nicht am Boden. Die Stalagmiten tritt die junge Frau bei ihren täglichen Durchläufen kurz und klein. Während wir erleichtert die Wendeltreppe aus der Tiefe wieder heraufsteigen und uns oben des Frühlingssonnenlichts freuen, tut unsere Führerin das, was sie immer tut: Sie trägt in ihr Rapportbuch ein, daß alles so ist, wie es sein muß.

☆

Das dort gespeicherte, nahezu trinkbare Naß wird auf seinem Weg ins Tal arbeiten: Es stürzt durch einen 650 Meter langen Stollen hinab, treibt unten zwei Turbinen von je 350 kW. Aber der so erzeugte Strom dient nur dem eigenen Fortkommen, der Aufbereitung. 150 Liter Wasser sind es jetzt in jeder Sekunde. Der Schwall soll demnächst auf 500 bis 800 Liter/Sekunde anwachsen. Theoretisch reicht der Stollen für 1200 Liter. Sein Selbstgefälle macht das Wasser nicht etwa selbstgefällig, sondern preiswert. Ein Kubikmeter aus dem Trinkwasserreservoir von Josefův Důl kostet 0,28 Heller. Eine der kostengünstigsten Anlagen unseres Nachbarlandes. Aber dazu muß deren Umwelt stimmen. Dann erst schließt sich der Kreis.

Klaus Hurrelmann (Text)
Detlef Christel (Fotos)

Dieser Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit „Svět socialismů", Prag



Apotheose eines wegen lauter Zehnen unüberbietbaren olympischen Auftritts: Marina Lobatschs „Schwanensee"-Märchen mit dem Handgerät Band.

Am Klavier saß der rettende Engel

Marina Lobatsch ist Gymnastin. Keine landläufige, sondern eine Leistungs- oder in ihrem Falle sogar Hochleistungsgymnastin. Für einige Jahre hieß das Ganze einmal Künstlerische Gymnastik, doch wurde dieser Begriff gegen Rhythmische Sportgymnastik wieder ausgetauscht. Im Lande der Olympiasiegerin, Sowjetunion, ist es bei „Chudoshestwennaja Gimnastika" geblieben – bei Künstlerischer Gymnastik. Wenn die angehende Schauspielerin aus Minsk in ihrer Kür mit dem Handgerät Band mal als weißer Schwan Odette, mal als schwarzer Schwan Odile über die Matte tanzt und im Wechselbad der Gefühle den beiden polaren Charakteren des „Schwanensee"-Märchens kreatürliche Gestalt gibt, dann ist das schon Kunst. Damit hat Marina den Schlußpunkt eines olympischen Sieges gesetzt, bei dem sie von Anfang bis Ende immer nur Höchstnoten bekam.

Was sie zu solch gelungener Synthese befähige, sei in ihr, glauben Leute an ihrer Seite. Hoffentlich haben sie unrecht, denn dem Schwan in Schwarz fehlt es an Gutem. „Wir brauchen da keine Befürchtungen zu haben", sagt Trainerin Galina Krylenko. „Wenn auch Regenwetter und Sonnenschein an ihrem Stimmungsbarometer immer ablesbar sind und ihre Laune von unzähligen Kleinigkeiten abhängt, so ist Marina dennoch ein starker Charakter." Dem fügt der Pianist Anatoli Wekschin die Erfahrung bei: „Vor allem kann sie Musik sehr fein fühlen. Wenn ich mit ihr eine Reifenübung nach Musik von Händel einstudiere und ihr nachfolgend erzähle, wer Händel war, zu welcher Zeit er lebte und was er mit eben diesen Tönen hat ausdrükken wollen, dann kommt meine ‚Belehrung' im Grunde viel zu spät. Marina hat schon alles erfaßt. Sie erfindet zu jeder Musik irgendeine Fabel, die sie in ihrer Kür nachzuerzählen versucht, und oft fällt ihr beim nächsten Mal für die gleiche Übung schon wieder etwas ganz anderes ein. Mit ihren Ideen steigert sich ihre Gestaltungsfähigkeit."

Aber weil letztlich doch alles Sport ist, unterliegt das, was Marina macht, harten Gesetzen, die gelegentlich, so paradox es klingt, mit einem Keep-smiling ohne Heuchelei durchlitten werden müssen. Bei der letztjährigen Europameisterschaft in Helsinki entschieden fünf hundertstel Wertungspunkte darüber, daß Marina nicht nur kein Gold gewann, sondern auch keine andere Medaille. Wegen eines Sieges zu dritt durch die Bulgarinnen Adriana Dunawska und Elisabet Kolewa sowie Alexandra Timoschenko aus Kiew blieb für sie nur der vierte Platz. Schon am nächsten Tag wußte kaum jemand mehr, wie alles am seidenen Faden hing. Es hieß nur: Stellt euch vor, die Lobatsch stand n e b e n dem Siegerpodest! Ein starker Mensch, wer darüber nicht weint…

Bei Olympia ein paar Wochen später in Sòul eine Schrecksekunde. Wieder waren fünf Hundertstelpunkte im Spiel. Nachdem sie durchweg Höchstnoten bekommen hatte, lag Marina mit diesem winzigen Vorteil in Führung. Nun die Kür mit den Keulen. „Es war ein Zweikampf mit dem Schicksal", erinnert sich Galina Krylenko. „Marina konzentrierte sich darauf, die Komposition in jedem Detail peinlichst genau vorzutragen und auszuprägen. Dabei vergaß sie die Existenz der Stoppuhr. Exakt anderthalb Minuten nach Beginn der Übung sollte der Schlußgong ertönen, und als ich sah, daß Marina in Zeitnot geriet, war ich der Ohnmacht nahe."

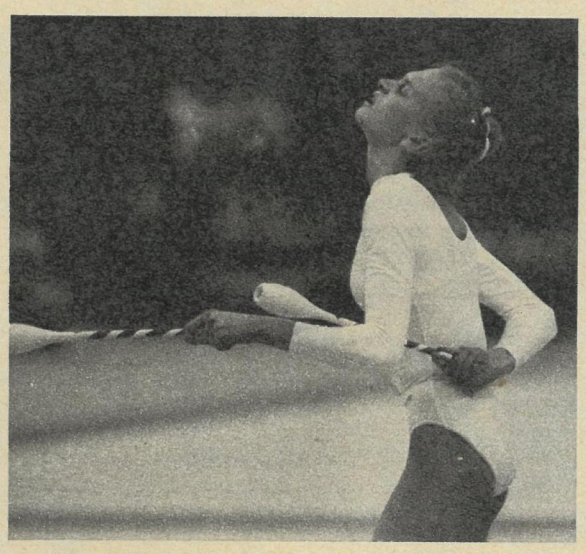
Der rettende Engel saß am Klavier. Anatoli Wekschin: „Ich sah das Malheur, folgte aber Marina, ohne das Tempo zu ändern, denn ich hatte Angst, sie aus dem Rhythmus zu bringen. Es gab nur eine einzige Stelle, wo ich sie hätte antreiben können, und die war am Schluß. Ich hab's gewagt, und sie hat gewonnen!" Galina Krylenko sagte, vom Entsetzen „genesen", nur einen einzigen Satz: „Für Zeitüberschreitung, so geringfügig sie auch sein mag, gibt es mindestens 0,1 Punkte Abzug, also hätten wir um Haaresbreite der Goldmedaille ade sagen können…"

Marina Lobatsch hat in ihrer bisherigen Laufbahn noch andere kritische Situationen meistern müssen als nur die Zeitnot von Sòul. Bei einem Meeting in Frankreich geriet beim Einturnen kurz vorm Auftritt das Ende des sechs Meter langen Bandes in eine mit Wasser gefüllte Vase, die in der Trainingshalle überhaupt nichts zu suchen hatte. „Das nasse Band gehorchte mir zwar nicht mehr, aber ich gewann trotzdem." Ein anderes Mal, kurz vor der Abreise nach Sòul, bekam der Reifen einen Riß. „Mit Leim und Wickel machten wir ihn halbwegs wieder benutzbar. Am wichtigsten war, daß er nicht mehr knarrte, denn so etwas tut nicht nur den Ohren weh, sondern auch der Seele – vor allem meiner. Einfach einen anderen Reifen kannst du aber nicht nehmen. Der würde völlig anders fliegen und rollen, und ich hätte damals keine Zeit mehr gehabt, mich ihm anzupassen."

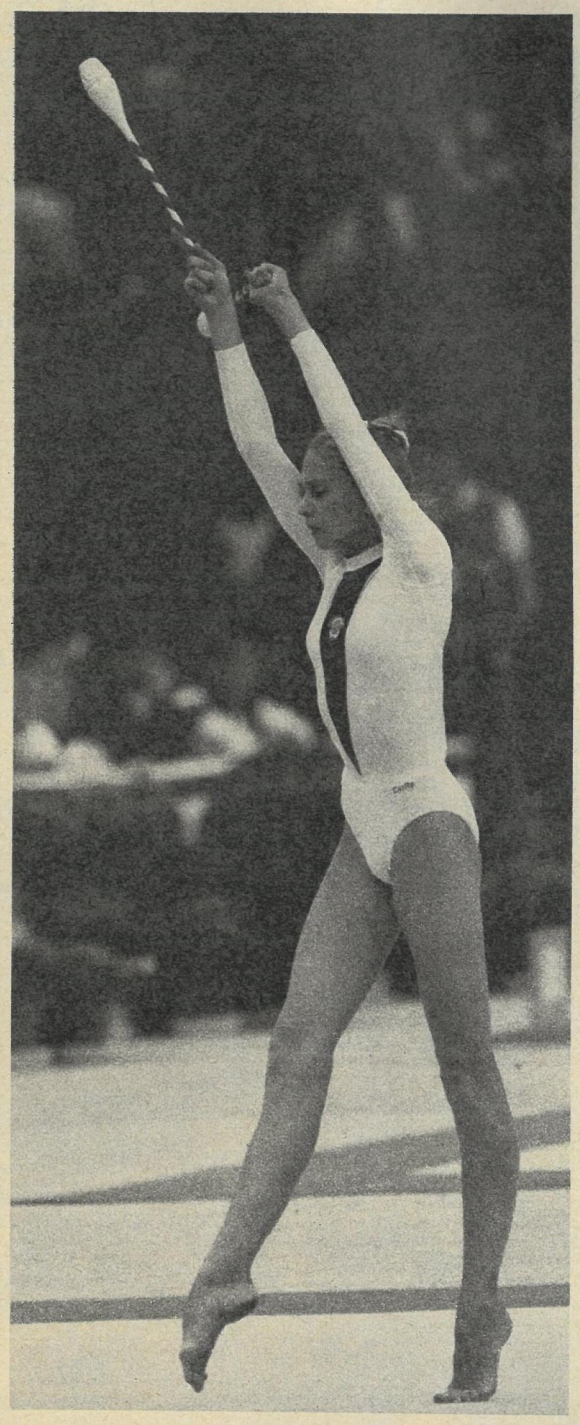
Was sich von der Tribüne aus so leicht anschaut, ist unendlich schwer. „Mit allem, was hart ist und dich herausfordert, wanderst du durch die schönsten Jahre deines Lebens." Das hat die Weltmeisterin Irina Derjugina mal gesagt. Die Frau Blochins.

Hans Richard Vollbrecht, Andrej Bataschow

Fotos: Karl-Heinz Stana



Alles zeigen, was du kannst und was du fühlst, sagte sich Marina Lobatsch. Ein improvisiertes Prestissimo rettete sie aus der Zeitnot.



Huckepack nach Paris

Unser Moskauer Luft- und Raumfahrt-Korrespondent Karl-Heinz Eyermann berichtet über eine aerokosmonautische Sensation

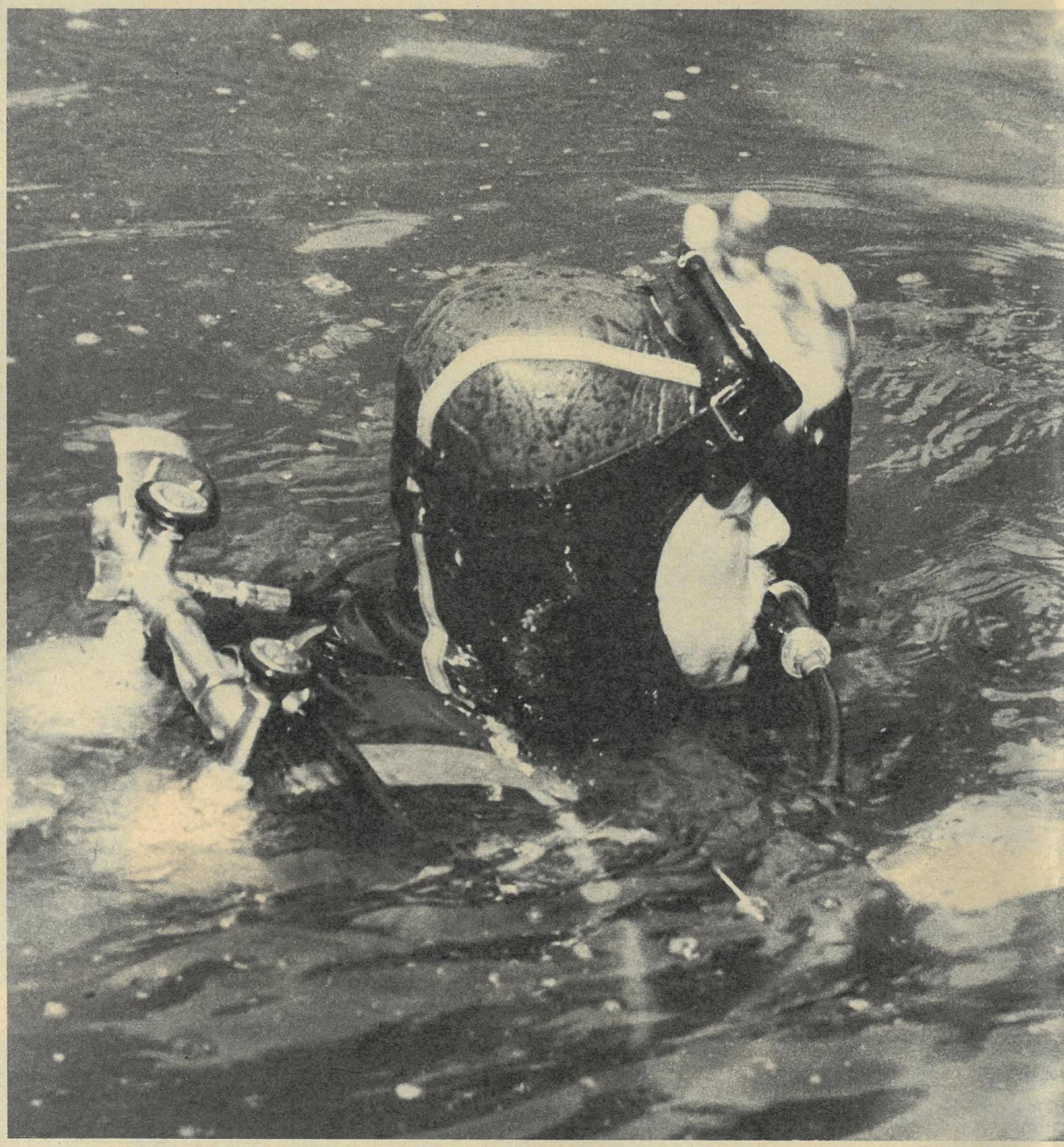
Der Doppeldecker der Hochtechnologie fliegt zum 38. Aerosalon nach Paris und wird zwischen dem 9. und 18. Juni auf dem Flughafen Le Bourget das Exponat aller Exponate sein. Der Schneesturm (Buran) auf dem Rücken von Mrija-Metschta (Traum) – das ist das neue Zweistufen-Flugzeug zwischen Luft- und Weltraum. Der mit Abstand größte Transporter, in Kiew vom Antonow-Kollektiv gebaut und auf AN-225 „Mrija-Metschta" getauft, bringt Huckepack die Raumfähre „Buran", in Moskau entwickelt, zur internationalen Schau der Luft- und Raumfahrt-Technik.

Fünfeinhalb Monate nach dem Jungfernstart des Riesentransporters AN-225 und sechs Monate nach der kosmischen Ersterprobung erfolgt die gemeinsame Premiere der beiden Musterstücke sowjetischer Hochtechnologie: Der Nonstop-Huckepackflug über 2000 Kilometer. Eine erstaunliche Leistung nach solch kurzer Erprobungszeit. Vielleicht ein Zeichen, wie zuversichtlich die Konstrukteure des Transporters und der Fähre sind. Nach „Buran" wird die AN-225 Pipelines, Hochspannungsmaste und Bohrtürme auf ihrem Rükken transportieren. Bis zu zweihundertfünfzig Tonnen Last werden dem Traum aufs Kreuz gelegt. Zweifelsohne eine volkswirtschaftliche Größenordnung, die bei der weiteren Erschließung Sibiriens, des Fernen Ostens und der arktischen Regionen der UdSSR von Bedeutung ist.

Die Idee vom fliegenden Huckepack ist nicht neu. Seit den dreißiger Jahren wurden in der Sowjetunion mehrere interessante Projekte verwirklicht. Aber der Doppeldecker, der jetzt in Paris bestaunt wird, ist die bisherige Krönung. FREIE WELT berichtet im nächsten Heft über dieses aerokosmische Gespann, befragt Experten in Le Bourget über dieses neue Zweistufen-System und erzählt aus der Geschichte des sowjetischen Huckepack-Fluges. Lesen Sie:

DER TRAUMFLIEGER MIT DEM RAUMFLIEGER!

FREIE WELT dankt der Presseagentur „Nowosti" für diese Aufnahmen, die APN-Fotograf Igor Kostin in Kiew vor dem Abflug nach Paris machte.



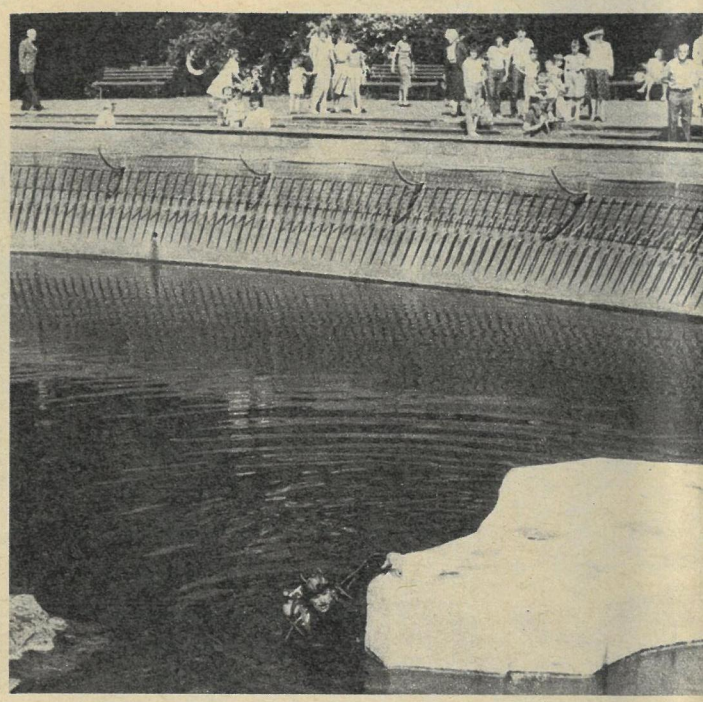
Anbaden mit

Man könnte sagen, es sei ein Bärendienst, den Männer der Berliner Feuerwehr zweimal jährlich dem Tierpark leisten – wenn nicht diese Redensart das genaue Gegenteil jener freundschaftlichen Hilfestellung bedeutete... Kein leichtes Stück Arbeit, jeweils für eine Sommersaison die vielzentnerschweren Plasteschollen zu Wasser zu bringen, die zur polargemäßen Ausstattung der großen, von etlichen Tiergärten der Welt „nachempfundenen" Eisbären-Freianlage gehören. Vom tierparkeigenen Kran wird ein solcher Brocken über die Absperrung gehievt, dann tritt die Tauchergruppe mit einem Leutnant und zwei Haupt-Feuerwehrleuten in Aktion. Sie bugsieren die „künstliche Scholle" zum vorgesehenen Liegeplatz und verschäkeln die Ankerkette bärensicher an solidem Betonklotz (vor dem Winter verläuft dasselbe Manöver in umgekehrter Richtung).

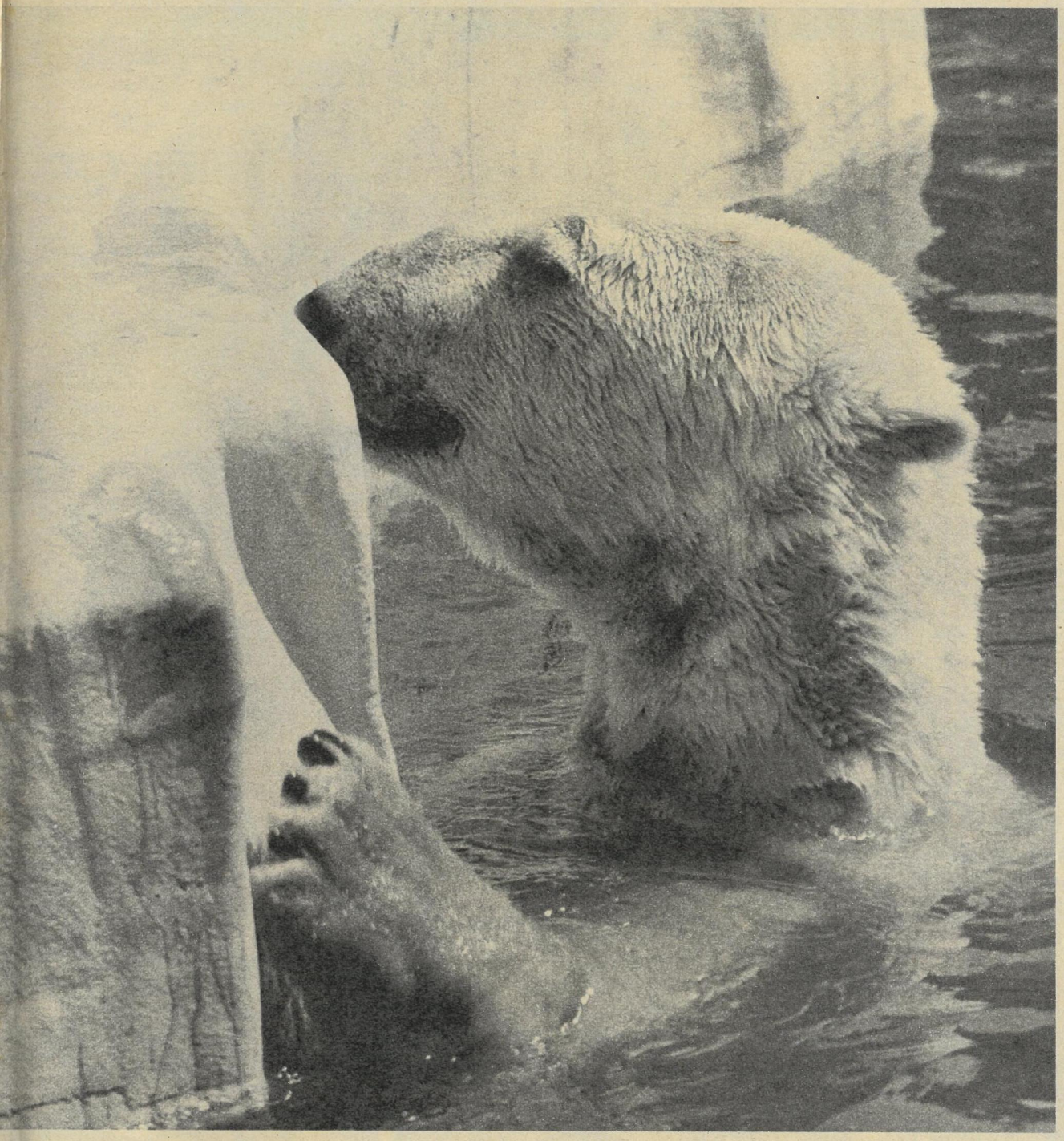
Woraus sich die Doppelfrage an den verantwortlichen Kurator ergibt: A – weshalb kein Transport durchs leere Becken? – Dr. Joachim Haensel: „Wasser ist das effektivste Beförderungsmittel. Kein Vergleich zu der Mühe und Gefahr, wenn zwanzig ‚Schwerarbeiter' die Last über glitschigen Betonboden wuchten." – Frage B: Muß überhaupt verankert werden? – Anwort: „Unbedingt. Denn, triebe ein so stabiler Untersatz gegen die Absperrung, könnten sich gewandte Kletterer wie die bepelzten Raubtiere zu unerlaubten Ausflügen ermuntert fühlen. Die Mehrfachreihe stählerner ‚Abweiser' ist eine Garantie nur gegen schwimmende, beziehungsweise auf dem Beckengrund stehende Bären."

Nun spielen sie wieder, der Sippenchef der Friedrichsfelder Eisbären und seine Haremsdamen. Die Besucher, an denen es vor dieser Anlage zu keiner Tageszeit fehlt, haben ihre Freude an den sportlichen Übungen, die meist ein „Bär vom Dienst" mit unermüdlicher Ausdauer vollführt (wobei Dr. Haensel die Ansicht vertritt, daß der Jubel, mit dem das Publikum jeden neuen Kopfsprung ins kühle Naß begrüßt, ganz ohne Einfluß auf die Akteure sei. Keine Spur von Artisteneitelkeit). Ehrgeiz immerhin entwickelte der Sippenchef während der kürzlichen Bärzeit. Pflichtgemäß beglückte er seine etatmäßigen Gemahlinnen und wollte auch der vom Zoo Leipzig entsandten Hochzeiterin ein Gleiches tun. Aber die, leider, zeigte ihm die kalte Schulter. Konnte ihn wohl nicht riechen.

Johannes Rana



Im übrigen legt der Verfasser Wert auf die Feststellung, daß die Aufnahmen von M. und M. Barz zeitversetzt entstanden; es schwamm also erst der Mann und dann der Bär (Ursus [Thalassarctos] m.).



Ursus maritimus

Im nächsten Heft:

Fotoschau in Phjòngjang
Die besten Fotos von der „Interpressphoto 89“ in Phjòngjang stellt FW im nächsten Heft vor. Jerzy Mirski (Polen) erhielt für seine Serie „Umweltschutz“ die Silbermedaille.

Das französische Beispiel
Der Sturm auf die Bastille 1789 in Paris leitete in Frankreich Ereignisse von welthistorischer Bedeutung ein und rief in Europa unterschiedlichste Reaktionen hervor. Auch in Rußland wechselte begeisterte Zustimmung mit rigoroser Ablehnung.

„Bari galuz!“
„Herzlich willkommen!“ auf armenisch am Flughafen Schönefeld. FW-Reporter begleiteten vom Erdbeben betroffene Kinder bei ihrem dreiwöchigen Ferienaufenthalt in der DDR, der durch Spenden Berliner DSF-Mitglieder finanziert wurde.

Star live
Ljudmila Gurtschenko („Bahnhof für zwei“) ist derzeit populärste Filmschauspielerin in der Sowjetunion. Ihr Multitalent hat längst auch die Show-Bühne erobert. FW-Reporter erlebten den Star live in der Moskauer Wohnung.

Foto: Progress

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Bergmolch

Triturus alpestris
LAURENTI 1768

Kaum daß im Frühjahr Schnee und Eis geschmolzen sind, bewegen sich die Amphibien von ihren frostgeschützten Überwinterungsplätzen zu den Laichgewässern. Dabei legen Berg- wie auch Fadenmolch durchschnittlich etwa 400 Meter zurück. Beide Wassermolcharten haben ihre Hauptverbreitung im bewaldeten Mittelgebirgsraum, dringen aber selbst bis zu Höhen um 3000 m vor. Obgleich zum Landleben durchaus befähigt, sind zur Vermehrung jedoch die Molche unbedingt auf das Wasser angewiesen. Treffen ein Männchen und ein paarungsbereites Weibchen im Gewässer aufeinander, läuft ein ritualisiertes Liebesspiel ab, das mit einer Geruchsprobe der weiblichen Kloakengegend durch das Männchen eingeleitet wird. Nachfolgend wedelt das Molchmännchen mittels vibrierender Bewegung des nach vorn geklappten Schwanzes eigene Duftstoffe auf das Weibchen, umtanzt die Erwählte und wedelt erneut. Diese Umwerbungen werden so lange fortgesetzt, bis das Weibchen dem zurückweichenden Männchen nachgeht. Dann folgt der „Watschelgang" des Freiers am Gewässerboden, nach weiteren Zwischenstufen des Rituals wird schließlich durch das Männchen ein „Samenträger" abgesetzt. Wenig später nimmt das Weibchen von diesem zierlichen Gebilde das Spermienpaket in seine Kloake auf. Wochen danach ist das Tier mit der Eiablage beschäftigt. Insgesamt heften Berg- und Fadenmolche von April bis Juni zwischen 100 und 300 Eier, stets einzeln, an Wasserpflanzen an. Nach etwa fünfzehn Tagen bei Temperaturen um 18 °C schlüpfen schließlich die Larven. – Gezeichnet: Bauchseiten einheimischer Molche. A – Kammolch, B – Berg-, C – Teich-, D – Fadenmolch (Männchen mit Schwanzfaden).

Dr. W. Wendt (Text und Fotos)
M. Kotsch (Zeichnung)

UNSERE FRAGE:
Ist der Grottenolm ein...
a) Fabelwesen
b) Froschlurch
c) Schwanzlurch?

Antworten mit aufgeklebter Serienmarke (3) bitte per Postkarte bis 5. Juli an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Durch Losentscheid zu gewinnen: je einmal 100 und 75 Mark, dreimal 50 Mark. Namen der Preisträger in Heft 15.